the university of connecticut libraries

hbl, stx
CT 154.M6
Biographien gesturzter Gunstlinge
3 9153 00534699 6

CT/154/M6

Biographien gestürzter Günstlinge.

Christian Friedrich Möller.

Giesen 1802.
bey Tasché und Müller.

CT
154
M6

Sr. Hochwohlgebohrnen,

dem Churfürstlich Sächsischen Herrn
Cammer-Junker

Wilhelm Friedrich von Perlepsch

in Dreßden

unterthänig gewidmet

von

Christian Friedrich Möller

Pf. zu Gleina ꝛc. im Stifte Naumburg
und Zeiz.

Vorrede.

Die Geschichte der Günstlinge ist, so lange es Fürsten giebt, eine reichhaltige Quelle des Nachdenkens über die wichtigsten Revolutionen der Völker und Staaten, und es bedarf hier des Beweises nicht — denn der Ueberblick der Geschichte gewährt ihn schon, daß oft die Laune, nicht des Regenten, sondern die seines Günstlings, hinreichte, den Keim großer Veränderungen in einem Boden niederzulegen, der fast immer geeignet ist, jene Gährungen zu begünstigen, durch welche die Schicksale der Nationen für die

Menschheit immer das Interesse der Neuheit behaupten.

Mit Rücksicht auf diese und andere ähnliche Beobachtungen bearbeitete ich die Biographien gestürzter Fürstengünstlinge.

Bey der ersten benutzte ich des königlichen französischen Bibliothekärs Pierre du Puy histoire des plus illustres favoris anciens et modernes. Lyon, 2 Bände, in 12, 1667. Dieser um die Geschichte verdiente Mann widmete dem Andenken des Günstlings Wolsey im 2ten Bande von S. 70 bis 95 einen Aufsatz, der von dem, was zur Geschichte dieses, selbst in universalhistorischer Rücksicht merkwürdigen, Engländers gehört, wenigstens die Grundzüge liefert. Das ist auch der Fall bey den, hier ebenfalls benutzten, Fragmenten, in welchen Antonius Maria Gratianus in seinem be-

kannten thearo historico de virtutibus et vitiis illustrium virorum et foeminarum, Francof. 1681 in 8. von S. 196 bis 204 sich über die Geschichte Wolseys, freylich nicht immer mit jener Partheylosigkeit, verbreitet, die den Leser in Ungewißheit lassen soll, ob der Verfasser an den Tiber, Themse, dem Ganges oder Euphrat geschrieben habe. Befriedigender ist für den Geschichtsforscher die hier ebenfalls benutzte Biographie Wolseys aus der Feder des, zu Putney im J. 1725 verstorbenen, D. Richard Fiddes, die zu London unter dem Titel: the life of the Cardinal Wolsey 1724 in Fol. erschien und den Verfasser in eine Menge von Controversen verwickelte, die nur mit seinem Tode sich endeten.

Die nach dem Werke des D. Fiddes bearbeitete Biographie des Cardinal Wolsey im VIII. Bande der Sammlung von merk-

würdigen Lebensbeschreibungen größtentheils aus der britannischen Biographie übersetzt und mit einer Vorrede D. Joh. Salom. Semlers herausgegeben (Halle 1769 in 8.) von S. 75 bis 135 dürfte für Leser, die nicht schon gute historische Kenntnisse haben, schwerlich lesbar seyn, obgleich einige Winke, welche die Beurtheilung des Ganzen erleichtern, mir allerdings schätzbar seyn mußten. Es würde hier wider den Zweck dieser Vorrede seyn, eine Menge andrer Hülfsquellen namentlich anzugeben, aus denen ich, je nachdem es die Bearbeitung des Stoffes foderte, mehr oder weniger schöpfte.

Bey der zweyten Biographie: David Rizzio, fand ich weniger vorgearbeitet, aber desto ungehinderter konnte ich auch die erste Quelle einer historischen Darstellung dieses Meteors in der Geschichte des Schottischen Reichs aufsuchen. Ich fand sie in Georg

Buchanans rerum Scoticarum historia, libris XX descripta. Dieser Schotte *) schrieb, wie bekannt, den letztern und wichtigern Theil seiner Geschichte als Augenzeuge ja selbst als Theilnehmer solcher Ereignisse, die mit einem beträchtlichen Theile der Geschichte der neuern Zeiten eine auffallende Aehnlichkeit haben, und die Verhältnisse der Philosophie jener Tage mit der in unsrer Periode in ein helles Licht setzen; er verdient also allerdings Glauben, ob man ihn gleich von dem Vorwurfe, daß eine persönliche Erbitterung gegen die Machthaber seines Vaterlandes, so wie auf der andern Seite Vorliebe für seine Religionsverwandten und de-

*) Man sehe G. Buchanans Leben, das der Schrift: das Königsrecht nach Georg Buchanan, ein Beytrag aus dem 16. Jahrhunderte zur Beurtheilung der Philosophie und Ereignisse unsrer Tage, Altona, 1796. in 8. vorgesetzt ist.

ren politisches Interesse, bisweilen seine Urtheile geleitet habe, nicht ganz freysprechen kann. Wilhelm Camden in seinen Annalibus rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elisabetha Lugdun. Bat. 1639 in gr. 8. und historia vera vita di Elisabetta scritta de Gregorio Leti 2 Bände in 8. Amsterd. 1693 und du Puy in seinem obgedachten Werke im 2. B. von S. 119 bis 132 enthalten ebenfalls einige brauchbare Materialien.

Enguerrand von Marigny fand seinen Biographen in einem seiner Landsleute. Carl von Combault Baron von Auteuil, der im J. 1670 starb, bearbeitete ein Werk, von welchem unter dem Titel: histoire des Ministres d'état, qui ont servi sous les rois de France de la troisieme lignée. Par. 1667 (nicht 1669 wie auf dem Titel steht) und 1668 2 Bände in 12., nachdem

es schon vorher im J. 1642 in Fol. gedruckt worden war, nur der erste Theil erschienen ist, der bis zum J. 1327 fortgeht. Die Geschichte des Herrn von Marigny befindet sich im 2ten B. von S. 541 bis 620. Dieser Schriftsteller, welcher seine Nachrichten, die die Geschichte des Königs Philipps des Schönen und seines Günstlings aufhellen, aus handschriftlichen Quellen, vorzüglich der Chronik von D. Denis schöpfte, ist hier, mit Rücksicht auf einige übergangene für teutsche Leser nicht unwichtige Punkte, benutzt worden. Gern hätte ich auch die Memoires ou histoire des fauoris françois Francof. v. Heinrichs von Beauvais — Nangis, die bis zum J. 1642 gehen, benutzt, aber da ich sie aller Mühe ungeachtet nicht zum Gebrauch erhalten konnte, so tröstete mich der Umstand, daß Le Long und Fevret de Fontette in der Bibliotheque *) historique de France

*) Paris 1768 bis 1778, 5 B. in Fol.

ihnen nur einen geringen Werth beylegen. Die vom Baron von Auteuil benutzten Handschriftlichen Quellen ließen allerdings erwarten, daß du Puy Marigny's Geschichte weitläuftiger bearbeitet haben würde. Allein das, was er von ihm im 2 B. von S. 161 bis 169 sagt, ist ein Beweis, daß er die Erwartung des Lesers nicht befriedigt hat. Das ist um so befremdender, da er die Geschichte des Grafen Alvaro von Luna B. 1. S. 188 bis 309 mit einer, wie die Seitenzahlen schon zeigen, fast eckelhaften Weitschweifigkeit bearbeitet hat, die vielleicht jeden Leser von Geschmack abschrecken wird, sich durch das, mit einer Menge unerheblicher Details angefüllte, Ganze hindurch zu arbeiten. Mariane in der spanischen Geschichte und Geddes im Leben dieses Günstlings haben manche Lücken ausgefüllt, die bis auf ihre Zeiten bey Beschreibung der merkwürdigen Periode, in welcher dieser allgewaltige

Minister seine Rolle spielte, immer sichtbar geblieben waren. So viel glaubte ich den Lesern von den hier benutzten Quellen sagen zu müssen!

Ich komme jetzt auf einen Punkt, dessen Erörterung ich der Achtung gegen einen Mann schuldig bin, der in einem der gelesensten kritischen Blätter bey der Anzeige meiner biographischen Darstellungen mir rathet, statt jener Männer der Vorzeit den Gegenstand meiner historischen Untersuchungen lieber aus den neuern Zeiten zu nehmen, da es mir dann, wie er hinzusetzt, z. B. in der russischen Geschichte nicht an Stoff fehlen würde.

Es ist wahr, die Darstellungen würden hier und da für manchen Leser an Interesse gewinnen. Würde aber wohl der Verfasser, in der gegründeten Besorgniß, hier oder da

eine Familie zu beleidigen, welche zu schonen ihm sein Stand und Beruf zur Pflicht macht, immer der Versuchung widerstehen können, viele geheime Triebfedern, welche das Ganze in Bewegung setzten, auf Kosten der historischen Kritik zu verdanken, manches Urtheil, das der Leser von dem Schriftsteller, ob mit Recht oder Unrecht, das kommt hier nicht in Frage, — erwartet, zurückzuhalten, und mit einem Worte eine ängstliche Behutsamkeit dem ersten Gesetze der Geschichte, der Treue in der Darstellung, aufzuopfern?

Ich darf also hoffen, daß die Männer, welche diese Schrift einer Anzeige würdigen, die Bitte, mit welcher ich die Vorrede zu der kleinen Schrift: über den Mangel an Gesinde und Arbeitsleuten, Leipzig b. Supprian 1799 schloß, auch hier werden Statt finden lassen. Es ist nämlich diese, daß

man bey dieser Forderung nicht vergesse, zu beherzigen, was Seneca (de tranquillitate animi Cap. IV) sagt: quorundam parum idonea est verecundia rebus ciuilibus, quae firmam frontem desiderant.

Die etwan eingeschlichenen Druckfehler bitte ich gütig zu entschuldigen, weil ich bey meiner Entfernung vom Orte des Drukkes, die Correctur nicht selbst habe besorgen können.

Mein Zweck ist auch bey dieser Schrift: in einem oder dem andern meiner Leser die Ueberzeugung zu erwecken und zu stärken, daß der Gipfel irdischer Hoheit nicht immer der Boden ist, auf welchem die Pflanze des häuslichen Glücks gedeihet. Möge ich diesen Zweck einigermaßen hier in dem Grade erreichen, mit welchem ich ihn, nach dem schmeichelhaften Urtheile von Seiten des Pub-

likums, in meinem Muster Gera b. Haller 1799 und in den biographischen Darstellungen Chemnitz b. Taschè 1801. erreicht zu haben hoffen darf!

Gleina bey Zeiz den 21. April 1802.

Christian Friedrich Möller Pf.

Thomas Wolsey,

Cardinal der Römischen Kirche, Reichskanzler von England, Günstling des K. Heinrichs VIII.

st. den 28. November 1539.

Thomas Wolsey, gebohren zu Ipswich in der englischen Grafschaft Suffolk im März 1471, war der Sohn eines Metzgers, der, wie es in England Sitte ist, zugleich einen Viehhandel trieb. Dieser Umstand war es, der in der Folgezeit, als der Cardinal auf dem politischen Schauplatze seiner Zeit eine so große Rolle spielte, zu der scherzhaften Versicherung eines Engländers Veranlassung gab, daß der Cardinal Wolsey, wenn er Pabst würde, die Fasten abzuschaffen gesonnen sey, um seinen Verwandten und deren Handwerksgenossen nützlich zu werden. Der kleine Thomas zeigte schon als Kind ein ausgezeichnetes Talent, er kam bald aus der Schule seines Wohnorts in das Magdalenkollegium zu Oxford, wo er mit einem so beyspiellosen Eifer sich den Wissenschaften ergab, daß er schon im funfzehnten Jahre seines Alters das Baccalaureat der freyen Künste erhielt. Eine Ehre, die ihn weit und breit in seinem Vaterlande bekannt machte, so daß jedermann von dem jungen Baccalaureus — so nannte man ihn allgemein — mit Vergnügen und Bewunderung sprach. Thomas hatte also das

Glück seine akademische Laufbahn in einem Alter zu endigen, in welchem andre sie erst anfangen, und wenn man Philipp Melanchthon ausnimmt, der im vierzehnten Jahre seines Alters Baccalaureus zu Heydelberg ward, so werden wenige Gelehrte sich rühmen können, in einem so zarten Alter eine akademische Würde erhalten zu haben.

Der Ruf, in welchem er stand, verschaffte ihm bald die erste Lehrerstelle der lateinischen Classe seines Collegiums, und bald darauf ward er Hofmeister der Söhne eines englischen Herrn, Thomas Grey, den Eduard IIII. zum Marquis von Dorset gemacht hatte. Der älteste Bruder seiner Zöglinge, der seine Studien zu Paris unter der Aufsicht des in der Folgezeit so berühmt gewordenen Erasmus von Rotterdam vollendet hatte, veranlaßte seinen ehemahligen Lehrer, nach England zu gehen; und da er sich im Jahre 1498 eine Zeitlang zu Oxford aufhielt, so benutzte Wolsey die Verhältnisse, in denen er stand, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der schon damals, ob er gleich erst 31 Jahre alt war, in Europa allenthalben von sich reden machte.

Da der alte Thomas Grey seine 3 Söhne, welche unter Wolseys Aufsicht in Oxford studirten, gern einmal sehen und prüfen wollte, so führte sie der Hofmeister auf die Güter dieser Familie, die

der Vater bewohnte, und erwarb sich die Achtung seines Prinzipals in einem solchen Grade, daß er ihm die Pfarre zu Lymington in der Grafschaft Sommersett, der Insel Wight gegenüber, verschaffte.

Zwey Jahre hatte ungefähr Wolsey dieses kleine Amt verwaltet, als er einst, hingerissen von seiner lebhaften Laune und dem Geiste der Fröhlichkeit, welcher seine Gesellschaft beherrschte, sich so sehr vergaß, daß sein Betragen den in der Nachbarschaft wohnenden Friedensrichter Pawlet veranlaßte, den jungen unbesonnenen Pfarrer, obgleich nur auf kurze Zeit, in das öffentliche Stadtgefängniß sezzen zu lassen. Ein Streich, den ihm Molsey nie vergaß, da er Großkanzler des Reichs ward, ob er gleich, wenn er als Philosoph nur einigermassen hätte nachdenken wollen, es fühlen mußte, daß diese kleine wohlverdiente Züchtigung die erste Triebfeder zu seinem Emporstreben ward. Hätte Pawlet den ausgelassenen Pfarrer nicht die Strenge der Gesetze fühlen lassen, so wäre dieser vielleicht als Pfarrer in Lymington gestorben, und selbst in diesem Orte wüßte vielleicht kaum ein einziger Mensch, daß im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ein Pfarrer daselbst den Namen Thomas Wolsey geführt habe.

Ein Geist wie dieser konnte den Schimpf, als Pfarrer in dem öffentlichen Stadtgefängnisse

gesessen zu haben, nicht verschmerzen. Er verließ Lymington und die Stelle, die er bisher verwaltet hatte, um sein Glück an einem andern Orte zu suchen. Und er fand es.

Doctor Dean, Erzbischof von Canterbury, nahm ihn in seine Dienste, allein er starb zu bald, als daß er für das Glück Wolseys hätte thätig seyn können. John Ranfan, Schatzmeister von Calais, das damals den Engländern gehörte, nahm den jungen dienstlosem Mann als Caplan mit nach Calais, und hier bemerkte er bald, daß Thomas Wolsey etwas mehr als zum Messelesen Geschicklichkeit habe. Er überließ ihm daher den größten Theil seiner Geschäfte. Wolsey verließ das Haus seines Wohlthäters, nur um eine Stelle in London selbst als Caplan bey den Hausbedienten des Königs Heinrichs VII. anzutreten. Jetzt war Wolsey in seinem Elemente; er sahe sich am Hofe eines Fürsten, der in Europa eine bedeutende Rolle spielte, weil weder Frankreich noch das deutsche Reich seiner Vermittlung entbehren konnten. Er machte sich dem Könige, der einigemal mit ihm sprach, durch die Bestimmtheit in seinen Antworten, so wie durch die Entschlossenheit, die seine Handlungen leitete, bald auf eine sehr vortheilhafte Art bekannt, und Heinrich VII. beschloß, die Talente eines Mannes, den er hoffte in Zukunft zu Staatsgeschäften brauchen zu können, nicht in der Dun-

kelheit einer Sakristey zu vergraben. Heinrich VII hatte eben ein Geschäft mit dem Kaiser Maximilian, das Verschwiegenheit und Genauigkeit der unterhandelnden Person forderte. Wolsey schien ihm der Mann seyn, der ihm bey der angefangenen Unterhandlung in Rücksicht seiner vorhabenden Vermählung mit Maximilians einzigen Tochter, Margaretha, einer verwitweten Herzogin von Savoyen, wesentliche Dienste leisten könnte. Er gab ihm daher Befehl, nach Brügge in Flandern, wo sich Kaiser Maximilian damals aufhielt, zu reisen und mit diesem Monarchen persönlich zu sprechen. Nie ist wohl ein Fürst von einem seiner Staatsbeamten mit einem so grossen Eifer bedient worden, als Heinrich VII. von Wolsey. An einem Sonntage nachmittags um 4 Uhr ging er von Richmond, dem Lieblingsaufenthalte des Königs, ab, den Dienstag früh war er schon in dem Vorzimmer des Kaisers, bey dem er auf eine schleunige Antwort drang. Er fand ihn geneigt, die von seinem König vorgeschlagenen Punkte zu bewilligen, und den Donnerstag früh war er schon wieder nach Richmond zurück, wo Heinrich, welcher glaubte, Wolsey sey noch nicht abgereiset, ihn verdrüßlich empfieng, aber bald durch Wolseys Erklärung und die überlieferte kaiserliche Antwort auf das angenehmste überrascht ward. Heinrich VII. war ein Fürst, den man wegen der weisen Maaßregeln, die er in den Staatshändeln der damaligen Zeit ergriff, nur den engli-

schen Salomon nennte; er führte immer eine Schreibtafel bey sich, um die Dienste der Menschen, die er um sich hatte, und genau kannte, so wie jedes Gute, das er von andern hörte, sorgfältig aufzuzeichnen und zu seiner Zeit zu belohnen. Man kann leicht denken, daß Wolsey vor einem solchen Fürsten Gnade finden mußte. Er machte ihn zum Dechant von Linkolm, und würde ihn wahrscheinlich noch weiter befördert haben, hätte er nicht durch seinen im folgenden Jahre erfolgten Tod es seinem Nachfolger Heinrich VII. überlassen müssen, einen Mann von dem Geiste und der Thätigkeit des Dechant Wolsey auf eine anständigere Art in Staatsdiensten zu gebrauchen.

Richard Fox, Bischoff von Winchester, Staatsminister Heinrichs VII. hatte ihn längst zu einem Werkzeuge ausersehen, den Grafen von Surrey, welcher anfieng, für des Königs Günstling zu gelten, zu stürzen.

Wolsey benutzte die Lehren seines Gönners bald so, daß Surrey eine ganz unbedeutende Rolle spielte, und der Bischof selbst bald Ursache hatte, es zu bereuen, daß er einem Manne von so überwiegender Klugheit und einem so unbegränzten Ehrgeitze den Weg zum Herzen des Königs gebahnt hätte.

Wolsey kannte den Boden längst, auf welchem nach seinem Plane die Pflanze des Glücks unter dem milden Einflusse der Sonne königlicher Gnade gedeihen sollte. Heinrich VIII. war achtzehn Jahre alt, als er am 24. Jun. 1509 zum König gekrönt ward. Ein Schatz von 1800,000 Pfund Sterling, eine ungeheure Summe für die damaligen Zeiten, setzte ihn in den Stand, die Vergnügungen, die er liebte, in voller Masse zu geniessen, und die guten Erinnerungen seiner alten Minister, der Herzoge von Norfolk und Suffolk, des Erzbischofs von Wincheſter und anderer mehr, waren nicht stark genug, einen jungen Fürsten, der für nichts als Empfänglichkeit hatte, als für die Befriedigung seiner Launen, von dem schlüpfrigen Wege der Verschwendung, den er betreten hatte, zurückzuhalten. Ja sie hatte keine andere Folge als diese, ihm die Moral dieser Patrioten, die ihm das Resultat der Kraftlosigkeit ihres hohen Alters zu seyn schien, verächtlich zu machen. Wolsey war da ein ganz anderer Mann. Als ein angesehener Prälat der englischen Kirche hätte er allerdings nach den Vorschriften der Gewissenhaftigkeit handeln und den jungen unerfahrenen Könige den Weg zeigen sollen, auf dem er sich durch persönliche Besorgung den Reichsangelegenheiten und durch eine den Staatskräften angemessene Oekonomie die Liebe seiner Unterthanen erwerben konnte. Allein auf diesem Wege ver-

lor er sein Ziel, dem Könige erst die Last der Regierung verhaßt zu machen und dann mit eigenen Händen das Ruder der Regierung zu ergreifen, zu sehr aus den Augen: Nach seinem System stellte er also dem jungen Könige vor, daß er jetzt in der Blüte seiner Jahre auf die Mittel denken müsse, seine Vergnügungen mit der Sorge für die Regierung in eine glückliche Harmonie zu bringen. Und wie schlau wußte nicht der planvolle Wolsey die Augenblicke zu benutzen, in denen sein junger König, wenn eben ein Vergnügen seiner erwartete, zu nichts weniger aufgelegt war, als, gleich einem grämlichen Alten, ganze halbe Tage im Kabinette zuzubringen, und an der Seite seiner Staatsräthe die Reichsangelegenheiten zu besorgen. Sie, sagte er, Sie sind noch jung, und die Staatsgeschäfte trocken und verdrüßlich. Ein einziger tauglicher Minister, der vor Eifer für den Ruhm seines Königs und Vaterlandes glühet, wird in einer einzigen Abendstunde Ihnen mehr sagen können, als wenn Sie mit einer zum Vergnügen geschaffenen Seele den ganzen Tag bey der Besorgung der Regierungsangelegenheiten Langeweile haben. So kommen Sie auf einem mit Blumen bestreuten Wege Ihrem grossen Ziele näher, sich Erfahrungen einzusammeln und einst das Ruder der Regierung mit eigener Hand zu führen, die Ihnen die Achtung auswärtiger Mächte und die ehrerbietigste Ergebenheit ihrer Unterthanen verbürgen

muß. Ein Fürst, der gegen eine solche Moral hätte taub seyn sollen, hätte nicht Heinrichs VIII. Alter und seine Vorliebe für die Vergnügungen seines Standes haben müssen. Kein Wunder, daß Wolsey Eingang für eine Sittenlehre fand, welche von jeher das Resultat des Nachdenkens schlauer Köpfe war, welche der Ehrgeiz antrieb, ihre Geistesüberlegenheit zur Beherrschung schwacher Fürsten anzuwenden.

Wolsey konnte von den Wirkungen seiner Vorschläge, denen er zu rechter Zeit und am gehörigen Orte Nachdruck zu geben wußte, um so viel mehr überzeugt seyn, da er anfänglich mehr das Ansehen haben wollte, Theilnehmer an den Vergnügungen des Königs, als sein Rathgeber zu seyn. Allein schon im zweyten Jahre der Regierung Heinrichs VIII. ward er Mitglied des königlichen Staatsraths und eine Menge von Pfründen, die er nach und nach erhielt, war der Beweis der Zufriedenheit, welche ihm sein König zu erkennen gab.

Er ward bald die Seele aller Staatsberathschlagungen, vorzüglich nachdem die alten Minister, aus Verdruß, sich einem Günstlinge von niederm Stande untergeordnet zu sehen, sich vom Hofe entfernt hatten. Gegen das Ende dieses Jahres ward er der erklärte Günstling Heinrichs VIII. Aber in diesen drey ersten Regierungsjahren waren

auch die ungeheuern Schätze seines Vaters verschwendet, und die rechtschaffenen Patrioten unter den Edlen des Landes sahen in der Entfernung mit Wehmuth, wie unwürdig Heinrich sich am Leitbande von einem Manne führen ließ, der keine andern Grundsätze seines Betragens als einen unbegränzten Ehrgeitz hatte. Rührend war der Abschied, welchen Richard Fox, Bischof von Winchester, von seinem Könige nahm. Sire, sagte er, gestatten Sie nicht, daß der Diener größer werde als der Herr! Sorgen Sie nichts, antwortete der König ganz verdrüßlich, ich werde wissen den Diener in seinen Schranken zu halten, er soll weder befehlen noch Gesetze geben. Heinrich wußte es nicht, daß er in dem Augenblicke, da er diese Versicherung gab, von seinem Diener schon abhängig war.

Wolsey stieg schnell, wie es in der Geschichte der Günstlinge nichts seltenes ist. Wir haben in den neuern Zeiten in einem gewissen Reiche das Beyspiel gehabt, daß ein Edelmann in der Garde, der nichts als seinen Degen besaß, in wenigen Jahren bis zur Feldherrnwürde stieg und als der reichste Partikulier seines Vaterlandes starb. Man wundere sich also nicht, daß Wolsey innerhalb eines einzigen Jahres vom Registrator des Ordens vom blauen Hosenbande bis zum Kanzler desselben stieg. Bald darauf erhielt er das Bisthum Tournay in

Flandern, das die englischen Truppen kurz vorher erobert hatte, das von Linkoln folgte unmittelbar darauf, und am Ende des Jahres 1514 sahe er sich schon auf dem erzbischöflichen Stuhle von York. Kaum war er mit dieser Würde bekleidet, so machte ihn der Pabst Leo X. auf Ansuchen des Königs Heinrichs VIII. zum Cardinal der römischen Kirche, unter dem Titel von St. Cecil jenseits der Tiber. Im folgenden Jahre ward er Reichskanzler.

Jetzt befand er sich auf dem höchsten Gipfel seiner Macht und des Ansehens. Die erhabene Bedienung, die ihm der König gegeben hatte, und die Menge der Pfründen, die er mit Bewilligung des Pabstes besaß, setzten ihn in den Stand, einen Aufwand zu machen, den ein Großweſſir des Osmannischen Reichs nicht grösser machen konnte. In seinem Gefolge, das aus 800 Personen bestand, befanden sich viele vornehme Engländer aus den vornehmsten Häusern, und die edelsten Familien glaubten für ihre jungen Söhne nicht besser zu sorgen, als wenn sie ihnen das Glück verschafften, unter die Pagen des Premierministers aufgenommen zu werden.

Kaum sah sich Wolsey an der Spitze der Geschäfte, so ließ er den Friedensrichter Pawlet, der wider sein Denken die erste Veranlassung zu

dem nachfolgenden großen Glücke des Pfarrers zu Lymington geworden war, an den Hof kommen, gab ihm einen nachdrücklichen Verweiß für seine gegen ihn bewiesene Härte; und alle die Opfer der Unterwürfigkeit, die er dem beleidigten Minister brachte, waren nicht hinlänglich, ihn für den Folgen des beleidigten Ehrgeizes eines Mannes zu sichern, der es nie vergaß, daß Pawlet ihn der Beschimpfung des Publikums preis gegeben hatte. Man lernt aus diesem und ähnlichen Beyspielen, daß man nie vorsichtig genug seyn könne, ohne dringende Noth jemanden zu beleidigen, weil man nicht weiß, ob nicht in kurzem die Reihe der Uebermacht an denjenigen kommen kann, den wir glaubten, ohne den mindesten Nachtheil für uns unser Uebergewicht fühlen lassen zu können.

Wolsey züchtigte einen Mann, der das Unglück hatte, vielleicht in einem Anfalle übler Laune ihn zu beleidigen; aber es würde vielleicht mancher Minister, der sein Ansehen gehabt hätte, den armen Pawlet noch weniger großmüthig behandelt haben. Wahrscheinlich wollte er damit nur zeigen, daß man nie ungestraft beleidigen könne. Vielleicht war es auch eine Folge der Liebe für die Wissenschaften, die doch immer einen bedeutenden Einfluß in die Denkart der Menschen behaupten, in deren Herzen sie einmal

Platz gewonnen hat. Die Wissenschaften waren damals, vom Geiste des Ritterwesens verdrängt, nur das Eigenthum einer kleinen Zahl von Gelehrten, grösstentheils vom geistlichen Stande, und das Beyspiel einiger Familien, unter denen die Greys, mit denen er ehedem in ehrenvollen Verbindungen gestanden hatte, hervorragten, so wie der Wetteifer mit den benachbarten Ländern z. B. den Niederlanden, in denen ein Erasmus lebte, Italiens, wo Leo X. ein Freund und Kenner derselben war, mußte darzu beytragen, in mehrern Köpfen ein Licht zu entzünden, das die frühern Jahrhunderte der Barbarey nicht hatte erleuchten können.

Wolsey bediente sich, er mochte es nun aus Ehrgeitz thun, um von den Gelehrten gepriesen zu werden, oder aus wirklicher Vorliebe für die Wissenschaften, denen er sein eignes Emporkommen zu verdanken hatte, seines Ansehens auf eine rühmliche Weise, die mannigfaltigen Fächer der Wissenschaften, welche er liebte, theils durch Belohnungen, theils durch Stiftungen für die Zöglinge der Musen, zu begünstigen.

Wenn er auf der einen Seite unermüdet war, sich die Achtung der Gelehrten, vorzüglich in seinem Vaterlande, zu erwerben, so unterließ er auf der andern nichts, auch auf die

niedern Volksklassen einen Eindruck zu machen, der seinem Ehrgeize so wie der Würde, welche er bekleidete, entsprach.

Er erschien, wenn er ausgieng, mit einer Pracht, die dem Aufzuge des Pabstes Leo X. selbst Ehre gemacht haben würde. Sein Cardinalshuth ward jederzeit von einem der vornehmsten Herrn getragen und nur der Altar war der Ort, wo dieses Ehrenzeichen, wenn er in des Königs Capelle war, ruhen durfte. Ein Pascha in der Türkey mag wohl Aufsehen machen, wenn drey Roßschweife vor ihm hergetragen werden, allein Wolsey machte ein noch größeres, wenn die silberne Säule, auf welcher einer der schönsten und wohlgestaltetsten Priester, die er dazu auffinden konnte, ein silbernes Kreuz ihm vortrug, seine Ankunft verkündigte. Dieser letzte Umstand ward von seinen Neidern, deren er mehr hatte als Gönner, zu dem bekannten Bonmot benutzt, daß ein einziges Kreuz kaum hinreiche, die Sünden zu büssen, deren er sich schuldig gemacht hätte. Allein wenn Wolsey einen fast königlichen Aufwand machte, so hatte er auch Einkünfte, die ergiebig genug waren, seinem Hange zur Pracht zu schmeicheln. Er besaß die einträglichsten Stellen im Reiche, er war Kanzler des Reichs, Erzbischoff von York, Bischoff von Linkoln, Cardinal des römischen Stuhls, er erhielt vom Könige Karl von Spanien, der in der Folge den deutschen Kaiserthron bestieg, einen

Jahrgehalt von 3000 Pfund, einen andern von 10.000 Dukaten aus den Einkünften des Herzogthums Mayland; und wie hätte es auch einem Minister wie Wolsey, von so unbegränzter Macht, dessen Ansehen den benachbarten Fürsten so unentbehrlich war, jemals an Hülfsquellen fehlen können? Einen Beweis davon gab er ungefähr um das Jahr 1515, da der König Heinrich VIII. über die Erschöpfung der Staatskassen zu klagen anfing, weil die Einkünfte des Reichs auf dem Fusse, auf welchem seine Hofhaltung stand, gar nicht hinreichend seyn wollten, dadurch daß er die Steuer-Einnehmer des Königs so heimzusuchen wußte, daß sie der König in jenem Jahre als Schwämme betrachten konnte, die er zum Besten seiner Schatulle ausdrückte. Bey dieser Veranlassung ward eine Menge Taugenichtse, die als Bürger und Bauernplacker sich in einen übeln Ruf gesetzt hatten, ohne Barmherzigkeit kassirt, und das Publikum von einer Zahl Blutigel befreyt, deren Ungerechtigkeiten schon längst das leise Murren der Nation erregt hatten. Zur Handhabung strenger Gerechtigkeit machte der Cardinal Anstalten, denen der Kenner einer treflichen Justiz und Polizeypflege seinen Beyfall nicht versagen konnte, und die zum Theil sich mehrere Jahrhunderte in der brittischen Verfassung erhalten haben.

Das Jahr 1515 war noch in einer andern Rücksicht für die Vermehrung seines Ansehens ent-

scheidend. Es war damals Sitte, daß jeder Pabst beym Antritte seiner Regierung den Plan erneuerte, wider die Osmannen einen Kreuzzug der christlichen Fürsten zu veranstalten. Die Sammlungen von Beyträgen, welche die geistlichen Stiftungen so wie fromme Layen zusammenschossen, waren für Leo X. der immer viele Bedürfnisse hatte, ein zu starker Reiz, als daß er das alte Finanzsystem seiner Vorgänger nicht hätte hervorsuchen sollen. Er schickte noch im Jahr 1515 den Cardinal Campeggio, der in der Folge durch seine Bemühungen die Religionsstreitigkeiten in Deutschland beyzulegen, in Europa so bekannt geworden ist; nach England, von der Geistlichkeit den Zehnten als Beytrag zu dem heiligen Kriege einzufodern und die gefallene Kirchenzucht im Einverständnisse mit den königlichen Ministern wieder herzustellen. Wolsey fürchtete mit Recht, daß die Macht dieses neuen Ankömmlings im Reiche seinem Ansehen nachtheilig werden könnte. Er eilte daher allen übeln Folgen, welche die Ankunft des Cardinal-Legaten haben konnte, zuvorzukommen. Er schrieb an ihn, stellte ihm alle seine Bedenklichkeiten nachdrücklich vor, schmeichelte ihn mit Geschenken, deren Grösse alle Erwartung des Italieners weit übertraf, und ließ ihm die Wahl, entweder nach England zu kommen und da tausend Schwierigkeiten bey Ausübung seiner Gerechtsamen aufzufinden, oder seine Macht mit dem Cardinalminister zu theilen, und auf die-

sem Wege die Absichten des römischen Hofes besser als auf jedem andern zu erreichen. Die Mine that ihre Wirkung. Campeggio, der Wolseys Macht kannte, blieb zu Calais, berichtete die Lage der Dinge an den Pabst, und dieser, dem es nur um das englische Gold zu thun war, und der im Schooße des Ueberflusses der Thorheit der Layen eben so sehr als den Zänkereyen der Mönche spottete, verwilligte alles, was Wolsey verlangte. Nach dieser Verabredung empfing Wolsey seinen Kollegen mit einer Pracht, die den armen Campeggio blendete, im Hafen von Douver, wo die Paketbote aus Frankreich in England ankommen. Beide verfügten sich in kollegialischer Eintracht an den Hof Heinrichs VIII. der in Gegenwart des Italieners, die Rolle, die er als Souverän bey dieser Angelegenheit zu spielen hatte, feyerlich seinem Premier-Minister übertrug. Campeggio überzeugte sich bald, daß er hier eine überflüssige Person sey und ging bald darauf mit den Geschenken seines Collegen überhäuft nach seinem Vaterlande zurück.

Jetzt hatte Wolsey gewonnenes Spiel. Er hatte durch seine Politik das zweckmäßigste Mittel gefunden, die geistliche und weltliche Gewalt auf einen einzigen Brennpunkt zu conzentriren. Die Prälaten und Lords des englischen Reichs standen jetzt unter einer Gewalt, von der sie an niemanden appelliren konnten. England hatte schon vom

Jahre 1511 zum Vortheile des Pabstes und des deutschen Kaisers, denen Ludwigs XII. Eroberungen in Italien ein Dorn im Auge waren, die Waffen gegen Frankreich ergriffen, und die Vermählung der Prinzessin Maria, Schwester Heinrichs VIII. mit Ludwig XII. der diese Verbindung nur wenige Monate überlebte, war kein Band, das fest genug hätte seyn können, das Interesse beyder Kronen zu vereinigen. Nur dem Cardinal Wolsey war es vorbehalten, durch eine Zusammenkunft des Königs Franz I. mit seinem Herrn im Jahr 1520 *) das gute Vernehmen, welches wieder zu wanken anfing, zu erhalten.

Allein in eben dem Maße, in welchem er durch diese Vermittlung sein Ansehen beförderte, in eben demselben vermehrte er die Zahl seiner Neider. Einer seiner furchtbarsten Gegner war Eduard, Graf von Stefford, Herzog von Buckingham. Dieser Herr, dem der Aufwand des Ministers und die Abhängigkeit, in welcher er den König von sich zu hal-

*) Sie geschahe auf einer offenen Ebene zwischen Guines und Ardres mit einer solchen Pracht, daß diese Gegend davon den Namen vom Goldstück erhielt.

ten wußte, längst nicht mehr gleichgültig seyn konnte, versäumte keine Gelegenheit, den Ehrgeiz des Ministers zu demüthigen. Einst reichte er dem König, wie es seine Stelle bey Hofe erfordete, das Wasser zum Waschen. Der Minister griff auch nach dem Becken und wollte sich Wasser auf die Hand giessen lassen, allein der Herzog von Buckingham machte eine Wendung und schüttete dem Cardinal das Wasser in die Schuhe. Wer seinen Feind beleidigt, handelt nie weise, aber am unweisesten der, welcher einen Minister beleidigt, der das Herz seines Herrn in der Hand hat. Der Cardinal sagte weiter nichts als: es sey! ich werde Ihnen wohl auch noch einmal auf den Rock treten. Das war Winkes genug für einen so alten Hofmann, wie der Herzog von Buckingham war, und doch that er, ganz wider die Politik der Hofleute, alles, dem Cardinal die tiefste Verachtung gegen seine Drohungen zu zeigen. Er kam z. B. des folgenden Tages an den Hof, in einem unten abgestutzten Rocke. Allen seinen Bekannten fiel der Aufzug auf, und der Herzog erklärte sich bald darüber: ich habe ihn deswegen stutzen lassen, weil mir der Cardinal darauf treten will. Aber diese Erbitterung war nur das Resultat eines frühern Zwistes. Der Herzog war karg, und bey seiner satyrischen Laune konnte er sich einiger witzigen Einfälle über die Verschwendung des Ministers nicht enthalten, die dieser, der allenthalben seine Spione

hatte, selbst unter denen, die Stern und Band trugen, bald wieder erfuhr und sie für die Zukunft notirte. Vorzüglich war der hohe englische Adel über den grossen Aufwand unwillig, den der königliche Schatz bey der zwischen Ardres und Guines in der Picardie 1620 veranstalteten Zusammenkunft des Königs Franz I. und Heinrichs VIII. zu einer Zeit machen mußte, wo die Staatsbedürfnisse so sehr gestiegen und die Kassen so äußerst erschöpft waren. Einige spitzige Reden, die dem Herzogs von Buckingham darüber entschlüpften, waren ein Stachel der den Minister tief schmerzte. Er beklagte sich darüber bei dem Könige und stellte ihm die Folgen einer solchen Freymüthigkeit, die dem Ansehen des Souveräns, zu dessen Ehre und Vortheil die ganze Reise veranstaltet worden war, gefährlich werden könnten, in einem solchen Lichte vor, daß der Herzog von diesem Augenblicke für verlohren gehalten werden konnte. Der Ritter Golmar, einer der vorzüglichsten Günstlinge des Herzogs, ward ins Gefängniß gesetzt, und der Admiral Howard, Schwiegersohn des Herzogs, von Hofe entfernt und zum Statthalter von Irrland ernannt. Der Graf von Northumberland, Schwiegervater des Herzogs, ward ebenfalls ein Opfer des Hasses, mit welchem der Minister alle Personen verfolgte, die nur im mindesten mit dem unglücklichen Buckingham im Verbindung standen. Unterdessen daß er unaufhörlich auf

Mittel dachte, den Herzog ganz zu stürzen, stellte er sich, als sey sein Unwille ganz befriedigt, und der Herzog, welcher eben der Mann nicht war, der einem tief eingewurzelten Hasse Nahrung gab, glaubte endlich, daß er von dem Cardinal-Minister nichts mehr zu fürchten hätte, während daß die Wolken, die den Donner über sein Haupt herbeyführten, sich immer mehr zusammenzogen. Einer seiner ehemahligen Offizianten, mit Namen Knevet, ward das unglückliche Werkzeug, dessen sich der Cardinal zum Untergang dieses Herrn bediente. Dieser Elende war ehedem Oberaufseher der in der Provinz Kent gelegenen Güter dieses Herrn gewesen, hatte aber seine Stelle wegen seines übeln Verhaltens aufgeben müssen. Er war es, der dem Cardinal eine Menge skandalöser Anekdoten, die das Privatleben des Herzogs betrafen, erzählte, und dieser verarbeitete dann das, was er gehört hatte, zu einem Ganzen, das dem Könige in einer günstigen Stunde vor Augen gelegt, in dem Herzen des Monarchen einen übeln Eindruck machen mußte.

Ja die Undankbarkeit des boshaften Knevet gieng soweit, daß er seinen ehemaligen Wohlthäter beschuldigte, daß er als ein Prinz von Geblüte — denn seine Mutter Anna Plantagenet war des Königs Eduard III. Tochter gewesen, sich eingebildet habe, einst, wenn Heinrich kinderlos sterben sollte, das Recht der Erbfolge auf sich und sein Haus zu brin-

gen und dazu sich des Rathes eines berüchtigten Mönchs mit Namen Hopkins, der in der Astrologie bedeutende Kenntnisse haben wollte, bedient habe.

Mehr bedurfte es unter den damaligen Umständen nicht, einen König zu erbittern, der so eifersüchtig auf seine Macht, der so argwöhnisch war als Heinrich VIII. Der Herzog von Buckingham ward sogleich an den Hof berufen, wo er mit der Freymüthigkeit eines Mannes erschien, der sich der Verbrechen, die man ihm zur Last legt, nicht im mindesten bewußt ist. Knevet trat als sein Ankläger auf, und so sehr auch der Herzog sich auf seine Unschuld berief, so ward er doch endlich, weil das Zeugniß seiner Gegner beständig blieb, durch Pairs des Reichs, unter denen der Herzog von Norfolk als Großseneschal von England einer der Vornehmsten war, des Hochverraths schuldig erkannt und in Gemäßheit des nach den englischen Gesetzen wider ihn ausgesprochenen Urtheils den 17. May 1521. auf dem Towr-Hill zu London enthauptet. Wissen Sie es schon, sagte der Kaiser Karl V., als er die Nachricht davon hörte, zu einigen seiner Minister, daß ein Fleischerhund in England den edelsten Hirsch im Lande zerrissen hat? Man hätte allerdings glauben sollen, daß eine so weit getriebene Rache seine andern Gegner abschrecken würde, allein es gab unter den Edlen des Reichs, selbst unter den Prälaten, Männer, die, weit entfernt sich unter die Allgewalt des Mi-

nisters zu beugen, seinen Planen bald öffentlich bald in Geheim entgegen arbeiteten. Unter ihnen zeichnete sich Richard Fox, Bischoff von Wincheſter aus. Sein Bisthum war eines der einträglichſten in England, und Wolſey hatte ſchon längſt eine Vakanz in demſelben gewünſcht, um dieſe Würde zu ſeinen übrigen Staats- und Kirchen-Aemtern hinzu zuthun. Fox war, wie wir oben geſehen haben, einer ſeiner erſten Gönner, der noch unter der vorigen Regierung den damals noch unbekannten und freundloſen Wolſey am Hofe empfolen hatte. Wolſey fand alſo nicht für gut, öffentlich gegen einen Mann zu Felde zu gehen, dem er Verbindlichkeiten zu haben glaubte. Er ließ ihm daher durch einen ſeiner Vertrauten den Vorſchlag thun, gegen einen beträchtlichen Jahrgehalt das Bisthum zu reſigniren, zumal da er bei ſeiner Blindheit, die eine Folge ſeines hohen Alters war, die biſchöfflichen Amtsverrichtungen zu beſorgen ganz unfähig ſey. Allein der freymüthige Prälat antwortete: ich habe immer geglaubt, daß der Ehrgeiz des Cardinals unbegränzt ſey, aber noch größer iſt die Undankbarkeit. Es iſt wahr, ich bin alt und blind, aber kann immer noch ſehen, was gut und böſe, weiß und ſchwarz iſt. So lange ich meine beide Augen hatte, ſahe ich die Undankbarkeit eines Menſchen nicht, zu deſſen Erhebung ich Veranlaſſung ward. Jetzt da ich blind bin, ſehe ich ſie zu meiner Kränkung und zu meinem Schaden mehr als zu ſehr. Uebrigens

mag sich der Cardinal hüten, daß er sich nicht in zu viele Geschäfte mische. Die Begierde, alles zu thun und alles zu haben, ist nur ein schlechter Bürge für die Zukunft. Fox begnügte sich nicht damit, seine Klagen über die Ungerechtigkeit des Cardinal-Ministers im Publiko laut werden zu lassen; er wußte, daß Heinrich VIII. ihn schätze und liebte, er brachte also seine Klagen vor dem Throne. Allein während der König zauderte, in einer Sache, bey der das Interesse seines Günstlings und das eines verdienstvollen Prälaten so getheilt war, einen Machtspruch zu thun, zumal da der Tod des alten Bischoffs den ganzen Streit bald entscheiden mußte, bekam der Cardinal an John Cook einen Gegner, der, so gering auch sein Stand war, doch viele schlaflose Nächte machte. John Cook galt für einen Mann im Reiche, der, wenn es auf so genannte Geniestreiche ankam, es mit jedem Landsmanne aufnahm. Er hatte sich dadurch in einen Ruf gesetzt, der besonders in seinen frühen Jahren nichts weniger als zweydeutig war. Ein beissender Witz, dessen Gabe er in einem seltenen Grade besaß, machte, daß jeder die Gelegenheit scheute, mit John Cook, der in der lustigsten Laune von der Welt, mit lachendem Munde unheilbare Wunden schlug, in irgend einen Zwist zu gerathen. Dieser Mann stand damals in den Diensten des alten Bischoffs von Winschester, und da er seinen Herren innigst schätzte und liebte, so schmerzte

es ihn sehr, daß der Cardinal ihn in seinem hohen Alter vom bischöfflichen Stuhle, den er mit so vieler Ehre bisher besessen hatte, mit Gewalt verdrängen wollte. Er kannte alle Menschen, so wie alle Menschen ihn konnten. Unter seinen Bekannten befand sich daher auch der Leibwundarzt des Cardinal-Ministers, ein Mann, der oft, wenn er den Becher der Fröhligkeit bis zum Uebermaasse gelerrt hatte, fähig war, seine eigenen geheimsten Angelegenheiten dem Ohre seiner vermeinten Freunde preis zu geben. In einer solchen Stunde, in welcher die Vertraulichkeit sich von allen Fesseln des Zwanges befreyt glaubt, entdeckte er seinem Freunde Cook, daß der Cardinal-Minister einst eine Krankheit gehabt habe, die als Folge seiner Ausschweifungen einem Herrn von seinem Stande so wie jedem rechtschaffenen Manne in diesem Falle schimpflich seyn müsse, zumal da das Resultat derselben, ein blindes Auge; die Neugierigen unaufhörlich zu Fragen reitzte, deren Beantwortung den Cardinal und seine Leute, die etwa das Geheimniß wußten, in Verlegenheit setzte. John Cook war der Mann nicht, der so etwas, besonders wenn es dazu beytrug, seinen Feinden Blössen zu geben, verschweigen konnte. In weniger als einigen Stunden war am Hofe vom Lord Oberkammerherrn an bis zum Gehülfen des Stallknechts hinab keiner, der nicht gewußt hätte, woher das blinde Auge des Cardinals seinen Ursprung habe. Da selbst der König ihn

bisweilen anredete, denn John Cook machte im Fall der Noth den Hofnarren gar nicht schlecht, so erfuhr auch Heinrich VIII. durch ihn mancherley Anekdoten, die zwar seinem Hange zum Lachen vollen Stoff, aber auch seinem Nachdenken einen Gegenstand gaben, der allerdings verdiente, beherzigt zu werden.

Heinrich VIII. wußte es zwar aus Erfahrung, daß kein Mensch, selbst im Purpur, vor einen Kammerdiener groß ist, und die Ungebundenheit, mit welcher der Cardinal an den frühern Vergnügungen seiner ersten Regierungsjahre Antheil genommen hatte, mußte noch mehr Belege dazu geben; aber es war ihm doch unangenehm, daß dergleichen Dinge im größern Publiko bekannt wurden, ob er gleich dem Cardinal die Kraft zutraute, das Gerücht von einen Ausschweifungen bald aus den allgemeinen Unterhaltungsressourcen zu verdrängen.

Und Wolsey that das allerdings; John Cook sahe sich, ehe er es vermuthete, im Kerker. Der Prozeß gegen ihn ward eingeleitet, und würde gewiß das Opfer seines Leichtsinnes und seiner ungebändigten Zunge geworden seyn, hätte nicht sein Herr, der Bischoff von Winchester, sich seiner nachdrücklich angenommen. Der Cardinal überzeugte

sich bald, daß es in gewissen Fällen leichter sey, einen Lord, der mit den vornehmsten Häusern verwandt war, selbst einen Prinzen von Geblüte aufs Blutgerüste zu bringen, als einen Mann von geringem Stande, der mächtige Beschützer im Rückenhalte und zu seiner Vertheidigung einen Mund hatte, dem kein zweischneidiges Schwert gleichkam.

John Cook sahe bald ein, daß die Richter, denen seine Sache zum Verhör übertragen war, mit einem geheimen Wohlbehagen lächelten, wenn er so ganz unbefangen, als gehöre es mit zu den Beweisen seiner Aussagen, so manches Fragment aus der geheimen Lebensgeschichte des Cardinals mittheilte, aus denen freylich für Unpartheyische die Ueberzeugung hervorging, daß ein Cardinal der römischen Kirche und ein Großkanzler von England in gewissen Augenblicken eben so schwach seyn könne, als sein Stubenheitzer.

Cooks Sache war gewissermaßen die Sache der ganzen Nation geworden und wer nicht ganz bey dem Wohl und Wehe des Vaterlandes gleichgültig blieb, erwartete mit gespannter Neugierde den Ausgang derselben. John Cooks Richter fanden endlich für gut, die Akten zu schliessen, und wenn er noch ge-

straft ward, so sahe jeder ein, daß das mehr geschehe, um dem Cardinal eine Art von Genugthuung zu geben, als aus der Ueberzeugung, daß er strafbar gehandelt habe.

Wolsey glaubte es seinem Stande schuldig zu seyn, einen solchen Elenden, der durch die Ungestraftheit seines Betragens noch kühner und unversöhnlicher geworden war, zum zweytenmal ins Gefängniß setzen zu lassen. Aber auch das war nicht hinlänglich, einen Hahn *) stumm zu machen, dessen Krähen, wie einige witzige Hofleute sich damals ausdrückten, in ganz England gehört worden war. Heinrich VIII. sahe sich, wenn er die allgemeine Stimme der Nation nicht wider sich und seine Gerechtigkeitspflege haben wollte, genöthigt, dem John Cook eine Abolitionsurkunde ausfertigen zu lassen, und folglich beyden Partheyen für die Zukunft ein Stillschweigen aufzulegen.

Der Minister überzeugte sich endlich, freylich viel zu spät, daß er hier, da ihn die Bären-

*) Cook bedeutet im englischen, einen Hahn.

haut nicht sicher stellen konnte, schon weit früher den Fuchspelz hätte umhängen sollen, er nahm also John Cook unter den schmeichelhaftesten Bedingungungen in seine Dienste, und gewann dabey noch dieses, daß, da der Bischoff bald darauf starb, er durch Hülfe seines neuen Bedienten das Testament des Prälaten unterschlagen, und dadurch sein ganzes Vermögen an sich ziehen konnte.

Allein hatte Wolsey durch die geschwätzige Zunge eines kühnen Engländers bisher viel Verdruß gehabt; so schien es auf der andern Seite, als wenn sein König im Einverständnisse mit andern Fürsten alles thun wollte, ihn dessen vergessen zu machen. Er zog schon vom kaiserlichen und französischen Hofe beträchtliche Jahrgehalte, auch Leo X. zeigte sich gegen seinen Legaten a Latere dankbar. Er wieß ihm 2000 Ducaten aus den Einkünften des Bisthums Piacenza an und ernannte ihn zum beständigen Administrator des Bisthums Badajoz im spanischen Estremadura.

Bald darauf reisete Wolsey nach dem festen Lande mit dem Charakter eines königlichen Statthalters, um in Vollmacht seines Herrn die Streitigkeiten zwischen dem Kaiser Carl V und dem Könige von Frankreich Franz I. die Heinrich *VIII.* zum

Schiedsrichter angenommen hatten, zu schlichten. Der Cardinal gab sich alle Mühe, das Interesse zweyer Kronen zu vereinigen, deren Eintracht für die Ruhe von Europa so wichtig seyn mußte, allein die guten Aussichten, die er hatte, in einer so wichtigen Sache zum Ziele zu gelangen, verlohren sich bald wieder, nachdem Franz *I.* den von den Spaniern vertriebenen König von Navarra, Johann von Albert, in seinen Schutz nahm. Aus Frankreich gieng Wolsey nach Flandern an den Hof des Kaisers mit einem Gefolge von Edelleuten, Prälaten und einer königlichen Pracht, über welche sich die deutschen Fürsten sowohl, als der bey seinem Schwager damals anwesende König von Dänemark Christian *II.* nicht genug verwundern konnten. Wolseys Absicht ward diesesmal, den Kaiser in seinen eigenen Angelegenheiten zu sprechen. Er wünschte, da alle Macht und Herrlichkeit, die er in England besaß, ihn nicht befriedigte, Pabst zu werden, und da die kränklichen Umstände des Pabstes Leo X. eine baldige Vakanz auf dem Stuhle Petri erwarten liessen, so glaubte er, daß niemand die Ansprüche haben könnte, dessen Nachfolger zu werden, als er. Nach der erweiterten Macht, die ihm Leo X. am Ende des Jahres 1520 in einer besondern Bulle, in welcher ihm gestattet ward, alle Arten von Dispensationen zu ertheilen, gegeben hatte, konnte er sich gewissermassen als den Pabst in England betrachten, aber er wollte noch mehr seyn; England war für den Geist dieses

Ehrgeizigen immer noch ein zu enger Schauplatz. Der Kaiser versprach sein möglichstes zu thun, so wenig er auch im Ernste geneigt war, sein Versprechen zu erfüllen.

Leo X. starb und Wolsey setzte alles in Bewegung, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Man weiß, daß in Rom bey Pabstwahlen eben so viel und oft noch mehr Kabalen vorgehen, als ehedem bey polnischen Königswahlen. Wolsey sparte also weder Geld noch Versprechungen, die Cardinäle auf seine Seite zu bringen. Um seiner Sache desto gewisser zu seyn, schickte er im Anfange des Jahres 1522 den Dr. Pace, Dechant der St. Pauls-kirche zu London nach Rom, allein ehe dieser noch an den Ort der Bestimmung kam, hatte die kaiserliche Parthey im Konklave den Cardinal Adrian Florent van Estrusen Bischaff von Tortona ehemahligen Lehrer des Kaisers Carl V. gewählt. Wolsey konnte es dem Kaiser kaum verzeihen, daß er diesesmal sein Versprechen nicht gehalten hatte, und Carl V. glaubte ihn wenigstens etwas zu besänftigen, da er ihm in diesem Jahre eine Pension von 9000 Goldkronen anwies, und ihm einige Zeit darauf das Bisthum Durham verschaffte. Wolsey glaubte die Gewogenheit des Kaisers beybehalten zu müssen. Adrian, diesen Namen hatte der neue Pabst behalten, war schon 62 Jahr alt, kränklich und was auch mit in Rechnung kommen

mußte, in Rom selbst verhaßt. Carl V. konnte in der Folge seinen Fehler wieder gut machen, und die päbstliche Würde ward von neuem die Angel, um welche sich alle seine Bemühungen drehten. Heinrich VIII. erklärte sich daher auf Anstiften seines Ministers von neuem für das Interesse des Kaisers, gegen den König von Frankreich, und Carl bezahlte diesen Dienst sehr theuer, er sahe sich unaufhörlich der Zudringlichkeit des Cardinals Preis gegeben, der bald das Erzbisthum von Toledo, das nach einer mäßigen Berechnung 350,000 Rthlr. jährlich einträgt, von ihm verlangte. Allein Carl war, so schmeichelhaft auch seine Antwort war, nichts weniger als geneigt, dem Cardinal seine Bitte zu gewähren, ob er ihm gleich reichlich Weyhrauch streute, ihn oft kaiserlich beschenkte und in allen seinen Briefen, die er alle mit eigener Hand schrieb, ihn nie anders als seinen lieben Vetter nennte. Bald darauf kam der Kaiser, der bey seinen französischen Kriegen England gern auf seiner Seite erhalten wollte, persönlich nach England und der Cardinal gieng ihm mit einem Gefolge entgegen, das aus 2 Grafen, 10 Bischöffen, eben so viel Aebten, 36 Rittern, 100 Kavalieren, 30 in Sammt gekleideten Priestern und 600 Hausoffizianten bestand, und beyde Männer, die einander nicht wohl entbehren konnten, thaten alles, um einander zu täuschen.

Der Kaiser, den die Zudringlichkeit des Cardinals endlich ermüdet hatte, wollte einen Versuch machen, ihn aus der Gunst seines Herrn zu stürzen, er fand es unschicklich, daß ein so grosser König sich von den Intriguen eines Priesters regieren ließ, allein er überzeugte sich bald, daß es unmöglich seyn würde, seinen Plan durchzusetzen, und er schränkte sich weislich nur auf seine StaatsGeschäfte ein, ja er sicherte dem Cardinal einen eben so grossen Jahrgehalt zu als er aus Frankreich zog, nemlich 20,000 Thlr.

So hoch war nun Wolsey gestiegen, daß die zwey mächtigsten Monarchen Europens um die Gunst eines Mannes buhlten, der die Macht in den Händen hatte, ihren Streitigkeiten durch die Theilnahme seines Herrn den Ausschlag nach Willkühr zu geben! Die Folge des Besuchs, den der Kaiser in England gemacht hatte, war diese, daß England den Franzosen 1522 den Krieg ankündigte. Er versprach zwey Heere ins Feld zu stellen, allein die Ausrüstung derselben und der Fond zu ihrer Unterhaltung machten ihm mehr Mühe, als er glaubte. Er foderte ein Darlehn von 800,000 Pfund, allein die Nation stellte ihm durch ihre Repräsentanten im Ober- und Unterhause vor, daß daran gar nicht zu denken sey, und nach vielen Debatten mußte er sich mit einer weit geringern Summe begnügen. Aber der Verdruß, hier Widerstand zu fin-

den, wo er glaubte, nur befehlen zu dürfen, war das geringste, das ihn kränkte, er verlor durch die Strenge, welche bey Erhebung dieser Abgaben gebraucht wurde, die Liebe des gemeinen Volkes auf eine merkliche Art, und obgleich, wie die neueste Zeitgeschichte lehrt, ein Staats- und Finanzminister Augen haben und nicht sehen, Ohren haben und nicht hören darf, wenn er seines Lebens nur einigermassen froh werden will, auch Wolsey eine starke Portion Gleichgültigkeit in diesem Fache hatte; so war es doch immer schlimm genug, daß der König vom Kopfabschlagen reden mußte, ehe der Vorsteher der Bürgerschaft zu London sich zu dieser allerdings sehr drückenden Auflage verstand. Das schlimmste war noch dieses, daß er als bevollmächtigter Legat des Pabstes auch die Geistlichkeit in Kontribution legte, und eine Synode, die diese nach den Gesetzen der englischen Kirche deshalb angesetzt hatte, durch einen Machtspruch vernichtete.

Adrian starb, wie man leicht vermuthen konnte, nachdem er den römischen Stuhl nicht volle zwey Jahre besessen hatte. Wolsey erneuerte jetzt seine Hoffnungen und seine Zudringlichkeit bey dem Kaiser. Carl V. versprach alles, und hielt nichts. Seine Parthey, die in Rom im Konklave eine der stärksten war, wählte Clemens VII. aus dem Hause Medicis.

Kaum hatte Wolsey diese für ihn so niederschlagende Nachricht erhalten, so überzeugte er sich endlich, daß es ihm schwerlich gelingen würde, Pabst zu werden; denn Clemens VII. war mit ihm in einem Jahre geboren. Aber der Zeitpunkt dieser Ueberzeugung war auch die Epoche des Anfangs seines Hasses gegen das kaiserliche Haus. Er rief die englischen Truppen aus Frankreich zurück, die nach der Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe für das Interesse Carls *V.* fechten sollten, und Winter, ein natürlicher Sohn des Cardinals, der sich unter dem Vorwande in Paris, die französische Sprache zu lernen, am Hofe des Königs Franz I. aufhielt, bekam den Auftrag, mit den französischen Ministern in friedliche Unterhandlungen zu treten.

Allein Wolsey pflegte nie auf dem halben Wege stehen zu bleiben. Er schwur dem kaiserlichen Hause eine Rache, deren Ausbruch bald in ganz Europa reden machte. Heinrich VIII. hatte seines Bruders Arthur, der vor dem Vater starb, hinterlassene Witwe, Katharine von Aragonien, Carls V. Tante geheirathet. Fast zwanzig Jahre waren verflossen, und weder Heinrich VIII. der diese Vermälung mit päbstlicher Bewilligung geschlossen hatte, noch irgend ein andrer, hatte sich darüber ein Gewissen gemacht. Allein Katharine war, wie wir erwähnt haben, Carls V. Tante, Grund genug für den Cardinal, sie zu hassen, und

zu verfolgen. Er wußte es dem Könige, der im Punkte der Liebe, wie in allen seinen Vergnügungen, Abwechslung liebte, sehr glaubwürdig vorzustellen, daß Franz. I. die Absicht gehabt habe, seine älteste Prinzessin, Maria, zu heirathen, allein seine Minister hätten ihn darauf aufmerksam gemacht, daß es für ihn schimpflich seyn würde, sich mit einer Prinzessin zu verbinden, die aus einer unerlaubten Ehe entsprossen sey, weil Heinrich kein Recht gehabt habe, den Gesetzen der Kirche zuwider die Witwe seines Bruders zu ehelichen, daß folglich ihre Töchter auch nicht die Rechte ehelich gebohrner Kinder haben könnten. Sie sehen, Sire, setzte er hinzu, daß die Prinzessin Maria, wenn sie einst zur Thronfolge kommen sollte, unübersteigliche Hindernisse selbst von Seiten der Nation finden würde. Das war ein Funken, der in einen leicht auflodernden Zunder geworfen, bald in helle Flammen ausbrach. Heinrich fragte in einer Sache, die ihm jetzt Sache des Gewissens ward, seinen Beichtvater, den Bischoff von Linkolm; denn Wolsey hatte dieses Bisthum wieder abgetreten, ob nach göttlichem Rechte ein Bruder die Wittwe seines Bruders ehelichen dürfe? Der Bischoff, einer der angesehensten und gelehrtesten Prälaten des Reichs, bat sich zwei Tage Bedenkzeit aus, und da ihn der Cardinal von seinem Plane unterrichtete, und das Interesse der Nation mit ins Spiel brachte, erklärte dieser, daß

die Ehe allerdings unerlaubt sey, und daß der König wohlthun werde, sie zu trennen, um die Erbfolge zu sichern, zumal da Katharine in einem Alter war, daß aus der Fortsetzung der Ehe mit ihr schwerlich Söhne zu erwarten waren. Ein solches Unglück verursachte der Cardinal der guten Königin, welche die Ehre, mit dem Kaiser verwandt zu seyn, in eine Menge Drangsale verwickelte, die sich nur an ihrem Grabe endigten! Ihr Neffe hatte auf der andern Seite einen eben so schweren Stand. Carl, Herzog von Bourbon, der in kaiserliche Dienste getreten war, hatte 1527 Rom erobert, und in der Hauptstadt des christlichen Europens, dem bedrängten Pabst die Uebermacht der kaiserlichen Waffen auf eine Weise fühlen lassen, die für das Oberhaupt der Kirche eben so demüthigend als kränkend seyn mußte. Wolsey übernahm es, seinem Könige die Folgen eines solchen Betragens gegen den Pabst und die Kirche mit einer Energie vorzustellen, die ein jeder, der die Quelle seines Hasses nicht kannte, für das Resultat der Religiosität halten mußte. Sire, sagte er, nachdem er ihm ein Gemälde der Greuel entworfen hatte, die bey der Plünderung Roms ausgeübt worden waren, Sie haben die Ehre, Beschützer *) des Glaubens zu seyn, Ihre

*) Diesen Titel gab ihm Leo X. weil er 1521 gegen Luthern das Buch von den 7 Sacramenten herausgegeben hatte.

Ehre erfodert es, den Schimpf zu rächen, mit welchem der Kaiser das Oberhaupt der Kirche überhäuft. Heinrich VIII. glaubte selbst die Nothwendigkeit zu fühlen. Sein Gesandter erhielt also Befehl, ihm den Krieg anzukündigen, es wäre denn, daß er die Hälfte der in Rom gemachten Beute ihm überließ, und den Pabst, so wie das heilige Collegium sogleich auf freyen Fuß stellte. Carl V. der mehr als ein andrer Fürst seiner Zeit den politischen Akteur machte, stellte sich, als wenn alles wider seinen Befehl geschehen sey, er verbot den Geburtstag seines Prinzen zu feyern, ließ für den Pabst, den seine Truppen gefangen hielten, auf allen Kanzeln bitten, und versicherte seinen Bruder, den König Heinrich, daß dieser Unglücksfall des Pabstes dem göttlichen Gerichte, nicht aber seinem Befehle zuzuschreiben sey, und versprach übrigens die Foderungen des Königs nach seinen Kräften zu befriedigen.

Allein die Unterhandlungen, welche der Kaiser mit dem Könige Heinrich VIII. unmittelbar einzuleiten begann, hatten für die Ungeduld des Cardinals den raschen Gang nicht, den er wünschte. Er schickte daher dem Herold Clarence den königlichen Befehl zu, dem Kaiser ohne weitere Umstände den Krieg anzukündigen, und arbeitete jetzt an der Trennung der Ehe seines Herrn mit Katharinen mit einem Eifer, als wenn von der Entscheidung dieser Sache die ganze Ruhe seines Herzens

abgehangen hätte. Er schlug ihm an die Stelle dieser unglücklichen Fürstin, die junge und schöne Margaretha von Valois, Schwester Franz I. und Witwe des Herzogs von Alençon vor, und that alles, was er konnte, den Entschluß des Königs in Rücksicht der Trennung seiner Ehe zur Reife zu bringen. Heinrich VIII. dachte jetzt ernstlich darauf, der Uebermacht des kaiserlichen Hauses Gränze zu setzen, er gab seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Frankreich, und der Cardinal gieng mit einem Gefolge von 900 Pferden nach Paris, um die nöthigen Verabredungen mit den französischen Ministern, die Fortsetzung des Kriegs in Italien betreffend, zu nehmen. Er eilte von da nach London zurück, in dessen Nähe ihm Heinrich das Schloß Richmond an der Themse eingeräumt hatte, wofür ihm der Minister das Schloß Hamtoncourt abtrat, an welchem er 13 Jahre gebaut hatte, und das in der folgenden Zeit vom König Wilhelm dem Dritten verschönert, und durch die Gärten, welche der berühmte Le Notre anlegte, auch den auswärtigen Reisenden denkwürdig worden ist.

Eine seiner ersten Arbeiten, die er in seinem neuen Wohnsitze vornahm, war die Ehescheidung des Königs, eine Sache, die ihn desto mehr beschäftigte, weil der Kaiser, der seine Kabalen in Frankreich kannte, jetzt ganz anders mit ihm umgieng als vorher. Schon seit seiner Erhebung auf

den teutschen Kaiserthron bis zur Schlacht bei Pavia hatte er sich nicht anders unterschrieben als: Ihr Sohn und Vetter, allein jetzt schrieb er nie eigenhändig an ihn, und die einfache Unterschrift, Carl, war eine hinlängliche Anzeige von der Erbitterung des Kaisers gegen den englischen Minister, der seinem Interesse so sehr entgegen arbeitete. Die Ankunft des französischen Gesandten, von Montmorency, Günstlings des Königs Franz I. am englischen Hofe, bestärkte den Cardinal in seinem Plane, das kaiserliche Haus zu demüthigen. Er trug alles bey, den politischen Verbindungen gegen die anwachsende Macht Carls V. den gehörigen Nachdruck zu geben, und der Pabst, dem daran liegen mußte, sich auswärts Freunde zu machen, ernennte ihn aus Dankbarkeit für seine Bemühungen das Bündniß gegen Carln zu veranstalten zum Generalvikar des römischen Stuhls in England.

Unterdessen fanden die Feinde des Cardinals, deren Anzahl immer größer und bedeutender ward, doch Mittel, Heinrich VIII. darauf aufmerksam zu machen, daß ihn der Cardinal als seinen Mündel betrachtete. Der Krieg gegen den Kaiser, der schon erklärt war, foderte eine Anstrengung von Staatskräften, die nicht im Plane des Königs lag. Er erstaunte, als er hörte, daß Englands Ehre auf dem Spiele stehe, einen Krieg fortzusetzen, der dem Reiche ungeheure Kosten verursachen müsse,

ohne demselben vorzüglichen Nutzen zu bringen. Er sprach daher mit dem Cardinal, wie ein König sprechen muß, der anfängt einzusehen, daß der Minister sein Vertrauen auf eine so unerhörte Art gemißbraucht hat. Heinrich hatte nichts weniger als Befehl gegeben, dem Kaiser den Krieg anzukündigen, das war ganz das Werk des Cardinals, der die Zeit der Rache gegen den Kaiser nicht erwarten konnte. Noch nie hatte er sich so in Verlegenheit gefunden, als in dem Augenblicke, da Heinrich VIII. ihn mit der Strenge eines beleidigten Königs fragte: wie er sich habe erkühnen können, seinen Namen in einer Sache von der äußersten Wichtigkeit zu misbrauchen? Wolsey machte es, um den König nur einigermassen zu besänftigen, wie alle Leute seiner Art, die um einen tollen Streich wieder gut zu machen, jeden Augenblik bereit sind, zehn andre zu begehen, die dem erstern an Unbesonnenheit nichts nachgeben. Er schob die Schuld auf den Herold Clarence, und der König drohte ihn exemplarisch abzustrafen. Der Cardinal gab daher Befehl, ihn, sobald er ans Land treten würde, zu ermorden. Allein Clarence, der am Hofe Verbindungen hatte, und die Denkart des Ministers kannte, kam verkleidet im königlichen Schlosse an und fand Mittel, dem König, der seinen Augen kaum traute, drey Briefe des Cardinals zu zeigen, in denen er ihm, wenn er nicht sogleich dem Kaiser den Krieg erklärte, den Tod drohete. Der

König, dem man die Wuth im Auge ablas, sagte nichts weiter, als: ich bin bisher nicht König gewesen, dieser Kerl ists gewesen. Und der Cardinal erwartete bald, daß sein Herr anfieng, jetzt mit eignen Augen in Staatsangelegenheiten sehen zu wollen.

Unterdessen vergaß Wolsey nicht, an der Ehescheidung des Königs fortzuarbeiten, um eine französische Prinzessin auf den Thron von England zu setzen. Das erstere gelang ihm, aber nicht das letztere. Heinrich VIII. hatte, ehe es der Cardinal vermuthete, eine Geliebte gefunden, die ihn nicht aus ihren Fesseln ließ, bis diese am Altare fester geknüpft wurden. Anna, eine Tochter des Ritters Thomas Boleyn, war bey Veranlassung der Vermählung der englischen Prinzessin Maria mit dem König Ludwig XII. nach Frankreich gekommen, wo sie sich zu einem der liebenswürdigsten Mädchen an einem Hofe bildete, der damals gleichsam das Monopol der Galanterie hatte. Erst kurz vor dem Jahre 1527 kam sie ungefähr 19 Jahr alt, mit allen Reitzen ihres Geschlechts geschmückt, nach England zurück. Es verdient hier das Vorgeben einiger katholischen Schriftsteller erwähnt zu werden, die es Heinrich VIII. nicht verzeihen konnten, daß er dieses schöne und für die Hierarchie des römischen Stuhls so einträgliche Reich dem Gehorsame des Pabstes ent-

zog, daß Anna eine Frucht der heimlichen Liebe der Lady Boleyn — während ihr Gemal als Gesandter auswärts gelebt habe, gewesen sey. Solche Beschuldigungen, welche das Gepräge der Partheylichkeit an der Stirne tragen, bedürfen keiner Widerlegung. Die liebenswürdige Anna ward bey ihrer Rückkunft nach England bald die Krone der Jugend. Der Sohn des Grafen von Northumberland, Lord Percey, der den Cardinal immer nach Hofe begleitete, ward bald ihr erklärter Liebhaber und arbeitete an einer Verbindung mit ihr, allein der Cardinal drang darauf, daß der junge Lord sich aufs Land begeben mußte, so wie Anna auf eines der Landhäuser ihres Vaters geschickt ward. Eine Folge davon war, daß die Verlobung bald darauf auf Befehl des Hofes für ungültig erklärt ward. Dieser gewaltsame Schritt, den der Cardinal that, ein Paar Liebende zu trennen, ward in der Folge die Quelle seines eignen Unglücks. Anna schwur ihm ihre Rache und die Fortsetzung dieser Geschichte wird zeigen, ob sie Wort hielt. Aber auch in der Einsamkeit des Landlebens blieb sie nicht lange ohne Liebhaber, der König sahe sie, da er ihrem Vater, der Schatzmeister beym Kabinet war, einen Besuch auf dem Lande machte, im dasigen Garten; ihr Anstand, ihre blendende Schönheit zogen ihn an, er sprach lange mit ihr und die französische Erziehung, die sie genossen hatte, vollendete ihren Triumph.

Kaum war er wieder nach Whitehal zurück gekehrt, so eilte er zum Cardinal mit den Worten: eben habe ich eine halbe Stunde mit einer jungen Dame gesprochen, die Verstand hat wie ein Engel und einer Krone werth ist. Wir wissen schon, daß Wolsey, wenn der König von seinen Vergnügungen sprach, nur Favorit war, und den Prälaten ganz vergaß. Kein Wunder also, wenn er auf die Erklärung des Königs nichts antwortete, als: „Sire, immer genug, wenn sie Ihrer Liebe werth ist. Ach! ich fürchte nur, fuhr der verliebte König fort, dieser himmlische Geist werde sich nicht bis zu den Menschen herablassen wollen. Die Gelegenheit konnte dem Cardinal nicht willkommner seyn, dem König, der jetzt anfieng, die ihm vorgehaltene Binde ein wenig weiter, als dem Cardinal lieb seyn konnte, zu lüften, eine andere angenehmere Beschäftigung anzuweisen. Er machte ihm daher Muth in seinen Unternehmungen und sagte: große Fürsten, wie Ew. Maj. haben im Herzen und in der Hand einen Magnet, der wohl mächtig genug wäre, selbst das Eisen an sich zu ziehen. Er gab daher ihm, um seinem Ziele näher zu kommen, den Rath, ihren Vater zum Lord zu machen und die liebenswürdige Anna beym Hofstaate seiner Gemalin anzustellen. Thomas Boleyn ward also Vicomte von Rochefort und Anna erhielt nebst einem Briefe, den ihr der König eigenhändig schrieb und der nichts als Liebe athmete,

die Bestallungen als Kammerfräulein der Königin Katharine Anna war so ehrgeitzig als sie schön war, und die Hoffnung, die ihr der König machte, mit ihr, nach der Trennung von seiner Gemalin, die bald erfolgen müsse, da sie schon in Rom angebracht sey, den Thron zu theilen, verleitete sie, trotz des Schwures, den sie gethan hatte, sich an dem Cardinal zu rächen, diesem Minister bey jeder Gelegenheit zu schmeicheln, weil er für sie und ihr Interesse noch unentbehrlich war. Um diese Zeit brach in London die Pest aus. Heinrich und Anna giengen aufs Land, Katharina hingegen mußte zurück bleiben, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß die Pest diejenigen Hindernisse, welche der öffentlichen Trennung der Ehe im Wege standen, schneller als der Pabst mit seiner Allgewalt, wegräumen würde. Die Pest schonte der unglücklichen Königin und Clemens VII. befand sich in einer Verlegenheit, die keine Gränzen hatte.

Carls V. Truppen hatten Rom geplündert, und hielten den Pabst als Gefangenen in der Engelsburg eingeschlossen, und jetzt foderte Heinrich VIII. mit einem Ungestüme, der den Pabst zittern machte, daß er seine Ehe mit Katharinen, deren Schwester Johanna des Kaisers Mutter war, vernichten sollte. Er schickte endlich nach langer Zögerung dem Cardinal die gefoderte Bulle, in welcher dem Könige gestattet ward, zu heirathen, wenn seine

Ehe mit Katharinen getrennt wäre. Aber das war nicht die Klausel, die den König beruhigen konnte, der über dieses fürchtete, daß die Bulle eines Pabstes, der in der Macht eines andern als Gefangener war, keine gesetzliche Kraft haben möchte. Er schickte daher auf Anstiften Wolseys im Anfange des J. 1528 drei Abgeordnete nach Rom mit dem Befehle, nicht eher dort abzureisen, bis der Pabst nach des Königs Willen die Ehe für gesetzwidrig erklärt haben würde. Clemens VII. versicherte, daß er nächstens einen Legaten *a Latere* nach England schicken wollte, der diese so vielen Schwierigkeiten unterworfene Sache genau untersuchen sollte, unterdessen hoffte er, mit dem Kaiser sich auf einen festen Fuß zu setzen, und wenn alles noch so übel abgehn würde, alsdann England im Nothfalle mit dem Bann zu bedrohen. Heinrich schickte noch zwey andere Abgeordnete an den Pabst, Knight und Banet, die unter der Hand dem von Natur furchtsamen Pabste zu verstehen gaben, daß, wenn er nicht eile, Heinrichen zu willfahren, ganz England für den römischen Stuhl verlohren sey. Campeggio, dem der Pabst dieses Geschäfte aufgetragen hatte, war unterdessen von Rom abgereiset, aber mit der geheimen Instruction, so langsam zu reisen als es ihm nur möglich seyn würde, und der Prälat, der zum Glück des Pabstes das Podagra hatte, pflegte sich auf der Reise so gut, daß er auf dem Wege von Rom bis Paris neun Monate

zubrachte. Heinrich polterte und lermte, Anna Boleyn seufzete und weinte, und der Cardinal schickte einen Kourier nach dem andern ab. Campeggio versicherte, daß er sein äusserstes thun würde, seiner Schwächlichkeit ungeachtet, baldigst in London zu seyn.

Katharine blieb bey den Bemühungen ihrer Gegner nicht gleichgültig, sie nennte den Cardinal öffentlich einen königlichen Kupler. Allein was half ihr das? Sie hatte nichts als ihre Thränen und die Wünsche der Patrioten auf ihrer Seite, und das war immer sehr wenig gegen die Macht ihres Gemals und den Haß, den der Minister ihr und ihrem ganzen Hause geschworen hatte.

Campeggio, dem der König das Erzbisthum von Salisbury gegeben hatte, kam endlich an. Das Verhör in dieser so wichtigen Sache begann sogleich, während daß Anna Boleyn sich des Wohlstandes wegen vom Hofe entfernt hatte, und der König glaubte schon am Ziele seiner Wünsche zu seyn. Mit der äussersten Vorsicht hatte Clemens VII. seinem Legaten eine Bulle zugefertigt, in welcher die Ehe des Königs mit Katharinen vernichtet ward, aber mit der Bedingung, diese Kassation geheim zu halten, und die Bekanntmachung derselben bis zu einem günstigen Zeitpunkte zu versparen. So

sonderbar auch der Inhalt dieser päbstlichen Bulle war, so glaubte doch der König, da jetzt keine deutlichere Erklärung erfolgen konnte, damit zus frieden seyn zu können, und trug den beyden päbstlichen Legaten auf, mit vereinigten Kräften der Königin vorzustellen, wie nöthig es sey, daß sie den Umständen nachgebe und dem Willen ihres Gemals sich füge. Wolsey wandte alles an, was er nur konnte, allein Katharine brach das ganze Verhör mit den Worten ab: „Sie sind Schuld an meinem Elende, ich leide, weil ich Ihren Stolz, Ueppigkeit, Unzucht und Tyranney nicht dulden konnte; weil mein Neffe der Kaiser Ihren unersättlichen Ehrgeitz nicht befriedigte und Ihnen auf den päbstlichen Stuhl verhalf, haben Sie gedrohet, sich an ihm und seinen Verwandten zu rächen." Wolsey fühlte das alles, allein er glaubte, es sey zu spät, als daß er von seinen bisherigen Maasregeln abgehen könne, deren Opfer er bald selbst ward. Er wollte sich zwar entschuldigen, daß er hier blos als päbstlicher Legat spreche, aber die Königin wandte ihm aus Verachtung den Rücken zu und wollte gar nichts weiter von ihm anhören.

Die Legaten fuhren fort mit der Langsamkeit, welche einen Theil ihrer geheimen Instruktion ausmachte und die so ganz im Plane des Ministers lag, an der Trennung der Ehe mit Katharinen zu arbeiten, allein die Ungeduld Heinrichs wuchs in

eben dem Maaße, in welchem die Verlegenheit der Legaten, welche endlich kaum noch Mittel fanden, der Zudringlichkeit des Königs und seiner Geliebten auszuweichen, zunahm. Die Nachricht, die sich damals in Europa verbreitete, daß Clemens VII. schnell gestorben sey, oder wenigstens tödtlich krank liege, erneuerten im Herzen des Cardinals die alten Hoffnungen, vielleicht bey einer eintretenden Vakanz, zur päbstlichen Würde zu gelangen. Jetzt benutzte er also alles das Ansehen, das er bey dem Könige noch hatte, seinen Herrn dahin zu bestimmen, daß er im Einverständnisse mit Frankreich sich für seine Erhebung auf den päbstlichen Stuhl interessire. Dann, sagte er, Sire, soll nichts in der Welt die Erfüllung Ihrer sehnlichsten Wünsche nur einen Augenblick aufhalten, und ich will vor den Augen von ganz Europa es mir zur Ehre anrechnen, diese Angelegenheit nach Ihrem Willen zu endigen. Heinrich versprach alles, und es wurden sogleich Abgeordnete nach Rom geschickt, welche den Auftrag erhielten, weder Geld noch Versprechungen zu schonen, um das Collegium der Cardinäle zur Wahl des englischen Ministers vorzubereiten, ja sie hatten sogar geheime Winke, zu drohen, daß, wenn Wolsey nicht gewählt werden sollte, England mit dem Kaiser gemeine Sache machen und die Auftritte, die erst vor kurzer Zeit in Rom unter Bourbons Anführung vorgegangen waren, noch einmal wiederholt wer-

den sollten. Allein das war alles vergeblich. Clemens VII. lebte dem Cardinal zum Verdrusse und seine Krankheit war weiter von keiner Bedeutung. Unter den Friedensbedingungen, welche Carl V. durch seinen Abgesandten Antonio von Leva den 26. Jun. mit dem Pabste abgeschlossen hatte, war die erste diese, daß Clemens sich nach Bologna begeben und hier den Kaiser krönen sollte.

Diese Bedingung, welche bald bekannt ward, versprach dem König Heinrich eben keine schleunige Erfüllung seiner Wünsche; er eilte daher, nach Bologna Abgeordnete zu schicken, welche den Pabst auf das dringendste bitten sollten, die Entscheidung seiner Sache zu beendigen, wobey er zugleich den Kaiser versichern ließ, daß er diese ganze Angelegenheit, die ihm Gewissenssache sey, dem Urtheile sachkundiger Theologen überlassen wolle. Der Pabst, der doch unmöglich gegen den Kaiser unhöflich seyn konnte, der zur Entschädigung des Schimpfes, mit dem er ihm kurz vorher die Hände gebunden hatte, ihm in Bologna die Füsse küssen wollte, versicherte, daß er im Gedränge seiner dermaligen Geschäfte sich genöthigt sehe, die Entscheidung dieser Ehesache bis zu seiner Zurückkunft nach Rom aufzuschieben. Kaum hatte der König diese Antwort, die nichts weniger als für seine und seiner Geliebten Wünsche befriedigend war, erhalten; so ließ er den beyden Legaten ankündigen, daß sie,

dem erhaltenen Auftrage gemäß, ohne den mindesten Verzug den Prozeß beendigen sollten. Sie baten noch einmal um Aufschub und der König verwilligte ihnen denselben. Sie eilten also, in Rom um neue Verhaltungsbefehle nachzusuchen, und Wolsey war unvorsichtig genug, in einem besondern Schreiben dem Pabste, der schon seiner Lage wegen nicht geneigt war, die Sache zu beschleunigen, vorzustellen, wie unheilbar das Uebel seyn würde, das aus der Vernichtung dieser Ehe hervorgehen müßte und daß er deßhalb von neuem auf Mittel zu denken habe, einer völligen Entscheidung der Sache auszuweichen.

Der König, der zu der Geschicklichkeit des Cardinals, so wie zu den Hülfsquellen seines Geistes, ein unbegränztes Zutrauen hatte, verlohr endlich die Geduld; er fieng an, argwöhnisch wie er war, auf den Minister einen Verdacht zu werfen, der schnell zu einer furchtbaren Höhe gestiegen seyn würde, hätte er sich nicht seit 20 Jahren gewöhnt gehabt, den Cardinal als einen Mann zu denken dessen Interesse von dem seinigen gar nicht getrennt werden konnte. Er fuhr also fort, ihm äusserlich Beweise seiner Achtung zu geben, allein er beobachtete ihn genauer und sorgfältiger als bisher.

Wahrscheinlich zauderten die Feinde des Ministers auch nicht, diesen für ihren Plan, den Car-

dinal zu stürzen, so günstigen Zeitpunkt zu benutzen. Sey es, daß der König die zwischen den Legaten und dem Pabste gewechselten Briefe erbrechen ließ, oder daß er sonst auf einem der tausend Wege, die Königen offen stehen, zur Kentniß der eigentlichen Lage seiner Sache kam, genug er überzeugte sich endlich, daß er von Rom aus für ihn weiter nichts zu erwarten sey, nachdem Campeggio England verlassen hatte, und er als König den Vorschlag des Pabstes, in Rom selbst mit Katharinen persönlich vor ihm zu erscheinen, mit seiner Würde für unverträglich hielt.

Die englischen Gesandten verliessen Rom, und die Zeit ihrer Rükkunft war für den Minister die Epoche seines Falles. Der König schwur, daß ihn der Cardinal nicht vergeblich beleidigt und verachtet haben sollte. Auf seinen Befehl mußten sich die Herzoge von Norfolk und Suffolk zu ihm begeben, und in des Königs Namen ihm die Reichssiegel abfordern. Der Cardinal weigerte sich sie abzugeben, er drang darauf, noch einmal vorher an den König zu schreiben. Er schrieb, aber Heinrich, der sich jetzt schämte, zwanzig Jahre der Willkühr eines Priesters untergeordnet gewesen zu seyn, antwortete kurz, daß er gehorchen müsse, und er übergab die Reichssiegel, die bald nachher der durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Unglücksfälle berühmt gewordene Thomas Morus erhielt, der

erste Laye, der seit unendlicher Zeit diese Würde bekleidete.

Dieser Anfang schien für seine Feinde, die er in glücklichen Tagen auch nicht geschont hatte, viel zu günstig, als daß sie auf dem halben Wege hätten still stehen sollen. Er erhielt Befehl, den Yorkplatz in London, einen Pallast, den er mit ungeheuren Kosten zu seinem Wohnsitze eingerichtet hatte, zu räumen und sich auf sein Landhaus nach Eshen zu begeben. Dieses Landhaus gehörte zu seinem Bisthum Winchester, und er liebte diesen Aufenthalt so sehr, daß er ihn als Kenner einer edlen Baukunst so verschönerte, daß er lange Zeit nachher die Neugierde der Einheimischen sowohl als der Fremden reitzte.

Kaum hatte er sich dahin begeben, so häuften sich seine Leiden. Er mußte die bittere Kränkung erfahren, daß seine Freunde wetteiferten, ihn zu verlassen, und dadurch dem Könige und seiner Geliebten zu schmeicheln. Er ward des Hochverraths beschuldigt, und nur durch die Geschicklichkeit eines seiner Vertrauten, des Thomas Cromwell, der in der Folge zu grossen Ehrenstellen emporstieg, gelang es ihm, die Bemühungen seiner Feinde zu vereiteln. Unterdessen konnte ihn das, was Thomas Cromwell für ihn that, vor der Kon-

fiskation seines Vermögens nicht retten. Sein ganzes Silberzeug, die kostbarsten Geräthe, unter denen sich ein goldener Credenztisch und ein Vorrath von mehr als 10,000 Stücken des feinsten Porzellans befand, ward ihm genommen. Er fieng an, die Rolle eines gestürzten Günstlings in ihrem ganzen traurigen Umfange zu spielen. Die Verachtung, der er jetzt preis gegeben war, kränkte ihn mehr, als der Verlust seines Reichthums. Der Mann, der in den Tagen seines Glücks von Königen und Kaisern geehrt worden war, konnte es kaum ertragen, daß die geringsten Hofbedienten, stolz auf auf den Schutz, den sie genossen, seines Falles spotteten, und den in den Staub getretenen Minister das Uebergewicht einer oft pöbelhaften Verfolgung fühlen liessen.

Es mußte dem Manne, der ehedem seine Einkünfte nach Millionen berechnet hatte, freylich demüthigend seyn, jetzt Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen zu leiden, und in der Unterstützung weniger ihm treu gebliebener Freunde, die großmüthig genug waren, ihre Achtung nicht nach dem Barometer der Hofgunst abzumessen, die einzige Quelle seiner Subsistenz zu finden. Man kann nicht leugnen, daß die Punkte, die man bey der Anklage gegen ihn zum Grunde legte, zum Theil sonderbar und unerwartet, zum Theil abgeschmackt zu seyn schienen. „Er ist, sagten

seine Ankläger, ohne Erlaubniß des Königs päbstlicher Legat in England gewesen, und hat sich nicht gescheuet, bey öffentlichen Staatsverhandlungen mit auswärtigen Mächten sich in den Briefen zu unterschreiben: ich und der König, ja was noch mehr ist, er hat die Reichssiegel mit nach Flandern genommen, wohin er gegangen war, mit dem Kaiser gegen Frankreich zu unterhandeln, er hat endlich ungeheure Summen aus dem königlichen Schatze genommen, seine Bewerbungen um den päbstlichen Stuhl durch Bestechungen in Rom zu unterstützen.„ Es konnte dem Cardinal nicht schwer fallen, auf diese Anklage so herzhaft als nachdrücklich zu antworten. „Das sind also, sagte er in Gegenwart der niedergesetzten Kommission, die Verbrechen, wegen der ich meines Vermögens beraubt worden bin, so daß mir nichts übrig bleibt, als mein Brod vor den Thüren zu suchen, und doch habe ich den besten Theil meines Lebens im Dienste meines Königs verlebt, ohne die Gefahren zu achten, die mich umschwebten. Ich glaubte immer, man würde mich von neuem des Hochverraths beschuldigen, nicht, weil ich mich dessen bewußt wäre, sondern weil der König so weise und großmüthig ist, daß er nicht um Kleinigkeiten willen einen in seinen Diensten grau gewordenen Diener, der seine höchste Gnade genossen hat, wird verdammen lassen. Wenn man weiter nichts gegen mich vorbringen kann, so habe ich Hoffnung, daß

meine Unschuld werde anerkannt werden. Der König weiß, daß ich nicht ohne seinen Willen die Würde eines päbstlichen Legaten annahm, seine eigenhändigen Briefe sind davon Beweis, ich würde sie auf Verlangen vorzeigen, aber es ist bekannt, daß mir alles — selbst meine Papiere sind genommen worden, doch, wenn ich sie auch noch hätte, so würde ich sie doch nicht vorzeigen, denn sollte ich gegen den König auftreten? Machen Sie mit mir, was Sie für gut finden, aber sagen Sie dem Könige, daß, da ich alles seiner Gnade zu verdanken gehabt habe, ich auch nicht unwillig seyn kann, wenn er es als der Geber wieder zurück nimmt, sobald er mich dessen für unwürdig hält. Uebrigens laß ich mich in das Detail jener Verbrechen, deren ich beschuldigt werde, nicht ein, und ich bitte den König, mir die Ehre zu erweisen, und mich loszusprechen oder zu verdammen. Will er, daß ich die Verbrechen gestehen soll, deren man mich anklagt, gut! so thue ich es frey und öffentlich. Nur ein Feiger kann es mit ansehen, daß seine Domestiken in das Unglück ihres Herrn verwickelt, im Staube herumkriechen, und um eine elende Existenz betteln. Der König weiß, ob ich schuldig oder unschuldig bin, aber weder mein Bekenntniß noch die Verläumdung meiner Feinde soll mir schaden. Die unbegränzte Gnade des Königs verziehe schon so manchem Verbrecher, sie kann mich erhalten, selbst dann, wenn ich mich

selbst verdamme.“ Die Richter trugen kein Bedenken, ihn in Gemäßheit seines Geständnisses zum Tode zu verdammen, doch wollten sie es dem Könige überlassen, die Todesstrafe in ein lebenslängliches Gefängniß zu verwandeln. Dieses Urtheil war gleichsam die Losung, ihn vollends auszuplündern, denn zu dem Hasse, den man gegen ihn trug, gesellte sich jetzt auch noch die Raubsucht, und jeder lief hinzu, um in dem allgemeinen Brande, der den Wohlstand des Cardinals ergriffen hatte, für sich etwas an Beute davon zu bringen.

Auch seine liegenden Gründe, die nach glaubwürdigen Nachrichten am Werthe auf 1200,000 Pfund Sterling betrugen, blieben nicht ungetastet, sie wurden dem Schatze des Königs zugesprochen. Kurz, man behandelte den armen Cardinal nicht besser, als in Constantinopel die Paschen einen Großwessir, wenn sie ihm auf Befehl ihres Herrn die seidene Schnur überbracht haben, und nun die ihnen mitgegebenen Begleiter anfangen, seinen Palast zum Besten des Großherrn auszuräumen.

Der König, weit entfernt den Beschluß der niedergesetzten Kommission zu bestätigen, schien doch noch einen Rest von Anhänglichkeit an den Cardinal zu fühlen, denn es verzieng wieder ein ganzes Jahr, ehe man in seiner Sache wieder etwas verhandelte, doch durfte er nicht ausgehen, ob er

gleich — ungeachtet dieser Strenge — die Hoffnung nicht ganz verlohr, sich noch zu retten. Allein die Neckereyen der Hofleute, das Entehrende der ihm zuerkannten Strafe, die Bürde des Kummers, die schwer auf ihm lag, das Niederschlagende in der Vergleichung seiner dermaligen Lage mit der glücklichern Epoche seines Ministerlebens, verbitterten ihm das Vergnügen, das er bisweilen über die kleinen Gnadenbezeigungen genoß, deren ihn der König von Zeit zu Zeit würdigte. Er ließ ihn oft besuchen, und nach seiner Gesundheit fragen, aber der Hofkavalier kam des Nachts, und in geheimnißvoller Gestalt, und das kränkte ihn wie einen Ehrgeizigen, dem sein Fürst einen Titel giebt, mit der Bedingung, daß er in Publiko nichts davon laut werden lassen soll. Ja er schickte ihm sogar einst einen Ring, und Wolsey, der eben ausgeritten war, als ihn der Ueberbringer desselben traf, ward von diesem Beweise der Gnade seines Königs so gerührt, daß er vom Pferde stieg, sich auf seine Knie in den Koth warf, und in dieser demüthigen Stellung das königliche Geschenk empfing. Die unaufhörlichen Kränkungen, denen er sich ausgesetzt sahe, zogen ihm endlich eine Krankheit zu, die seinem Leben zu drohen schien. Kaum hörte das Heinrich VIII., so schickte er seinen Leibarzt, den Dr. Butts, den Kranken zu besuchen. Dieser berichtete dem König, daß der Cardinal kaum

noch drey Tage überleben werde. Ich wollte lieber, sagte Heinrich, als er den Bericht seines Leibarztes mit stillem Ernst angehört hatte, 20,000 Pfund Sterling verlieren, als den Cardinal. Es mußte ihm wohl mit diesem Anfalle von Wohlwollen ein Ernst seyn, einem Manne, der zwanzig Jahre die Monarchie auswärts in einem so grossen Ansehn erhalten hatte, ein längeres Leben zu wünschen, denn Dr. Butts gieng sogleich in Begleitung einiger andern Leibärzte nach dem Schlosse des Cardinals ab, um seine und seiner Collegen Kunst zu dessen Erhaltung aufzubieten. Heinrich, der wohl einsahe, daß es hier auf die Gemüthsruhe des Kranken ankam, ob er wieder gesund werden sollte, ließ ihm durch einen Hofkavalier einen Ring überreichen und dabey sagen, sein Zorn sey vorüber, er bereue es lebhaft, den Eingebungen seiner Feinde gefolgt zu seyn, und er werde in kurzer Zeit ihn wieder bey sich sehen. In dieser kritischen Epoche war es, daß ihm ein Theil seines Silbergeschirrs und Hausrathes zurückgegeben, auch etwas von den Einkünften des Erzbisthums York wieder angewiesen ward.

Wolsey ward wieder hergestellt, so sehr auch die Leibärzte des Königs daran gezweifelt hatten. Allein kaum hatte man den Anfang seiner Genesung bemerkt, so eilten seine Feinde, an deren Spitze ohne Zweifel Anna Boleyn stand, ihren Triumph

über ihn zu vollenden. Er hatte bisher die Erlaubniß gehabt, sich zu Richmond aufzuhalten, welches Schloß er, wie schon oben bemerkt worden ist, an den König gegen das von Hamtoncourt vertauscht hatte, allein seine Feinde fürchteten, daß der König der Nachbarschaft wegen einmal Lust bekommen könnte, ihn zu sprechen und dann seine alte Neigung gegen den Minister sie in Verfolgung ihrer Plane, diesen gefährlichen Mann vom Hofe auf immer entfernt zu halten, hindern möchte. Er erhielt also Befehl, sich in das Gebiet seines Erzbisthums zu begeben, und er wählte erst Southwell, dann Skrooby zu seinem Aufenthalte, und gieng von da auf das Schloß Cawood, wo er von einer kleinen Summe, die ihm wöchentlich ausgezahlt ward, in einer Stille und Eingezogenheit lebte, welche seinem Stande als Prälat angemessener war, als die königliche Pracht, die ihn vorher als Großkanzler des Reichs umgab. Der König erlaubte ihm endlich die Einkünfte seines Erzbisthums, das jährlich etwa 13000 Rthlr. eintrug, zu genieſſen, eine Summe, die freylich mit seinen ehemaligen Besitzungen in keinem Verhältnisse stand. Die Einsamkeit, in die er sich zurückgezogen hatte, machte ihn sanft und mild, er gewann hier eine Achtung und Liebe, die er sich als Staatsmann nie hatte erwerben können, und die für ihn desto mehr Reitz hatte, weil sie ganz unabhängig von dem Glanze des äusserlichen Glücks

ein Tribut war, den man seinem Herzen und seinen Verdiensten um die Menschheit in seinem Wirkungskreise brachte. Er gewöhnte sich immer mehr an die Stille des Privatlebens, in dessen engen Gränzen er jetzt eingeschlossen war, aber der geringste Schimmer von Hoffnung, dem Könige wieder näher zu kommen, belebte ihn mit einer Stärke, die in der Ueberzeugung von der Abwechslung menschlicher Schicksale, immer neue Nahrung fand.

Es fehlt nicht an gleichzeitigen Schriftstellern, welche behaupten, daß die Achtung, welche Heinrich bisweilen seinem gestürzten Minister erzeigte, nicht sowohl ein Rest seiner alten Neigung gegen diesen ehemaligen Günstling gewesen sey, sondern vielmehr ihre Quelle in der Hoffnung gehabt habe, den Cardinal noch zu einem günstigern Urtheile über seine bevorstehende Trennung von seiner Gemalin zu bewegen. Mit einem Worte, sagen sie, er wünschte, daß der Cardinal mit Uebergehung der päbstlichen Behörde, die ihn so viele Jahre vergeblich hingehalten und getäuscht hatte, sich in die Umstände fügen und sich bestimmen möchte, des Königs Verbindung mit Katharinen von Aragonien nach eingeholtem Urtheil einheimischer und ausländischer Theologen für aufgelößt zu erklären. Sobald sich der König, setzen diese Schriftsteller hinzu, überzeugte, daß Wolsey in diesem Punkte unerschütterlich sey, überließ er

ihn ganz dem Hasse seiner Verfolger zum Raube. Der Graf von Northumberland ließ ihn auf Heinrichs Befehl, ohne Rücksicht auf seine Würde zu nehmen, gefangen setzen, und zu einem Verhör, weil er des Hochverraths von neuem angeklagt ward, nach London abführen. Es ward dieser Befehl mit einer solchen Eile und mit einer so unerbittlichen Strenge vollzogen, daß man weder auf das Alter des Cardinals, er stand im 60sten Jahre, noch auf die Rauhigkeit des Wetters --- es war eben der 1. November, sahe. Die Beschwerlichkeit der Reise in einer so ungünstigen JahresZeit für einen Mann, den Kränklichkeit von aussen und geheimer Kummer des Herzens von innen nagte, griffen ihn so hart an, daß er anfieng, seinen Mühseligkeiten zu unterliegen.

Es zeigte sich bey ihm eine Dysenterie, deren Dauer und Heftigkeit ihn und seine Begleiter nöthigten, in der Abtey Leicester einzukehren. Der Abt und seine Mönche empfiengen ihn mit aller Hochachtung, die sie ihm als einem Cardinal der römischen Kirche schuldig waren, und versicherten, daß sie alles, was in ihren Kräften stand, thun würden, ihm den Aufenthalt in ihrer Einsamkeit zu versüssen. Allein Wolsey war schon so entkräftet, daß er auf alle Höflichkeit, mit welcher sie ihn überhäuften, nichts antwortete, als daß er sie bat, seinen Gebeinen einen Ruheplatz zu

vergönnen. Wilhelm Knigston, Befehlshaber des Towers, der den Auftrag hatte, den Cardinal an den Ort seiner Bestimmung zu führen, machte noch einen Versuch, ihm vorzuspiegeln, daß diese Reise auf Befehl des Königs zu seinem Besten sey und daß Heinrich ihn gegen alle Verleumder in Schutz nehmen werde. Allein Wolsey fühlte, daß er am Ende einer Laufbahn sey, wo die Rede nicht mehr von irdischer Macht und Herrlichkeit seyn darf, wo der Cardinal der römischen Kirche mit dem geringsten Layenbruder in gleiche Rechte eintritt. Seyn Sie nicht in Sorge wegen meiner Lage, sagte er zu diesem Offizier, es ist heute der achte Tag, daß ich krank bin, er ist nach dem Urtheile der Aerzte sehr kritisch, der Tod ist mir gewiß, schlimmer ists, wenn er nicht käme, Verstandesverrückung könnte dann mein Loos seyn, und das ist schlimmer als der Tod. Ich fühle mich, und könnte ich auch, setzte er lebhaft hinzu, dieses elende Leben noch eine kleine Zeit fristen, glauben Sie, daß ich den Verfolgungen meiner Gegner entgehen könnte? Mein größter Fehler ist dieser, daß ich dem Könige eifriger als meinem Gott gedient habe. Ich Elender und Unbesonnener, hätte ich Gott so geehrt wie meinen Fürsten, er würde mich jetzt in meinen grauen Haaren nicht verlassen. Nehmen Sie ein Beyspiel an mir, Sie haben die Aussicht einst hoch zu steigen, Ihre Geschicklichkeit kann und wird Ihnen den Weg in den gehei-

men Rath des Königs bahnen, bereden Sie den Monarchen nie zu etwas, das dem Staate oder der Menschheit schädlich werden könnte. Grüssen sie den König von mir und beschwören Sie ihn, daß er in seinen Handlungen iederzeit an den Tag der Rechenschaft vor Gott denke, zu dem ich jetzt gehen soll. Er wird — hier verließ ihn die Stimme, und er verschied, in der Abtey Leicester, den 28. November 1530.

Ein so denkwürdiges Ende hatte Thomas Wolsey, Cardinal der römischen Kirche, Reichskanzler von England, Erzbischoff von York u. s. w. dessen Name im Verzeichnisse geistlicher Parvenüs eine der ersten Rubriken einnimmt. Sein Hof bestand aus mehr als 2000 Menschen, die alle von ihm gut salarirt wurden. Ein Graf, mehrere Freyherren, neun Ritter, und über sechs hundert Edelleute waren immer bereit, seine Winke zu verstehen und seinen Willen zu vollziehen.

Seine Geistlichkeit war zahlreicher als die dreyer geistlichen Churfürsten zusammengenommen, sie bestand aus drey und sechzig Personen. Seine Kapelle zählte 35 Musiker. Aber mitten in der Pracht, welche ihn umgab, und bey dem ungeheuern Aufwande, der ihm gleichsam zum Bedürfnisse geworden war, vergaß er nicht, sich als

Gönner der Wissenschaften zu verewigen. Als er im Jahr 1518 die Ehre hatte, die Königin Katharine nach Oxford zu begleiten, faßte er den Plan, auf dieser durch ihr Alter und Ansehen berühmten Universität noch einige Lectionen zu stiften, und er führte ihn bald darauf zum Vortheil der Wissenschaften mit einer Freygebigkeit aus, die einem Könige würde Ehre gemacht haben. Er stiftete noch einen Lehrstuhl der Theologie, und Thomas Brynknell, der Wolseys Nachfolger im Magdalenkollegio gewesen war, betrat ihn zuerst und rechtfertigte die Wahl seines Gönners. Die Lehrstühle des bürgerlichen Rechts, der Naturlehre, Mathematik, Rhetorik, der Humaniorum, erhielten ebenfalls Männer, deren Fleisse die Akademie einen Theil ihres Flores und die gelehrte Welt so manches Werk des Geistes verdankt, das aus dieser Lehranstalt, die der Cardinal begünstigte, hervorging. Der berühmte Spanier Ludwig Vives, Richard Cutler u. a. m. die er nach Oxford berief, begründeten die Ansprüche, die er in der Folgezeit auf den Dank der ganzen Universität hatte. Ob es gleich nicht gebilligt werden kann, daß ihre Vorsteher, um die Grösse ihres Dankes auszudrücken, sich zu Schmeicheleyen herabliessen, die dem an übertriebene Lobpreisung so gewöhnten Cardinal selbst auffallend seyn mußten. Sie nannten ihn in ihren Schreiben Ew. Majestät, und die Universität Cambridge, welche in der Ehr-

furchtsbezeigung gegen den Cardinal nicht zurückbleiben wollte, *præsens numen* *) welches für einer prosaischen Ausdruck allerdings zu viel ist, ob es gleich auf der andern Seite als ausgemacht angenommen werden kann, daß dergleichen Floskeln bey den Gelehrten nicht so gar genau genommen werden, wie denn selbst in Teutschland ein Beyspiel bekannt ist, daß ein protestantischer Domherr bürgerlichen Standes sich Ew. Eminenz nennen läßt, da denn verhältnißmässig die Majestät für den Cardinal Wolsey noch immer eine Kleinigkeit ist.

Da die Pfuscher in der Arzneykunde zum grossen Schaden der Bevölkerung immer allgemeiner wurden, beredete der Cardinal den König, in London ein Collegium von Aerzten zu stiften, welches am Ende des J. 1518 zu Stande kam. Er legte im Einverständnisse mit einer Anzahl sehr geschickter Männer im Fache der Arzneykunde, an deren Spitze Thomas Linacer, einer der ehrwürdigsten Männer seines Jahrhunderts, stand, dem Könige einen Plan vor, den dieser vollkommen genehmigte, so daß in London und den dazu gehörigen Vorstädten, so wie sechs Meilen im Umkreise, alles was die medicinische Policey betraf, vor die Behörde dieses

*) Eine gegenwärtige, günstige Gottheit.

Collegiums gezogen werden sollte. Auch dieses Institut erkannte das Verdienst des Cardinals, und um das Andenken seiner Bemühungen zum Besten dieser für die Nation wichtigen Anstalt auf die Nachkommen zu bringen, war das Bildniß des Ministers von Johann Holbein in dem vornehmsten Versammlungszimmer unmittelbar nach dem des Königs Heinrichs VIII. aufgestellt.

Endlich müssen wir auch erwähnen, daß der Cardinal sich um seinen Geburtsort Ipswich bleibende Verdienste erwarb. Er stiftete hier eine lateinische Schule, die nach seinem Plane gewissermassen bestimmt war, eine Normalschule zu werden. In dem Briefe, den er am 1. September 1528 an die Lehrer dieser Stiftung schrieb, entwickelt er so reine Grundsätze der Humanität, die manchen Minister der neuern Zeit beschämen würden. Wir haben, sagt er in diesem Schreiben, das allein fähig seyn konnte, seinen Namen auf die Nachkommen zu bringen, und einen Mann, der allerdings große Fehler hatte, mit der Menschheit auszusöhnen, die Aufsicht der Schule zu Ipswick zweyen ausgesuchten und bey der Nation beliebten Lehrern übergeben, durch deren Sorgfalt der Unterricht der Jugend von den frühesten Jahren an sowohl in der Sittenlehre als in den Wissenschaften verbessert werden soll, indem wir überzeugt sind, daß die Hoffnung des gemeinen Wesens auf

der zweckmässigen Bildung des Herzens in der Jugend beruhet. Er gieng dabey von einem Grundsatze aus, der noch jetzt fast nach 300 Jahren nach dem Anfange dieser Stiftung von allen Schulverbesserern beherzigt werden sollte, daß man nicht allein in der Wahl der Lehrer die äusserste Vorsichtigkeit gebrauchen, folglich dabey nicht auf Empfehlung partheyischer Männer, wohl aber auf die Stimme des Nationalurtheils von ihnen Rücksicht nehmen, sondern auch zugleich dafür sorgen muß, daß Männer von Kraft einen ihrem Verdienste für die Menschheit angemessenen Gehalt ziehen. Er zog daher zum Besten dieser und der von ihm zu Oxford gestifteten Lehranstalten vier und zwanzig kleine Klöster ein und zeigte, so sehr er auch dem System seiner Kirche treu blieb, daß er die Grundsätze der Gegner, die in Teutschland besonders in Sachsen damals anfiengen, die Klosterstiftungen zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen, anzuwenden wußte.

Unter den Gelehrten, die er auszeichnete und dem Schutze so wie der Freygebigkeit des Königs empfahl, war auch Erasmus, den er am Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Oxford hatte kennen gelernt. Kaum war er zum Bischoff von Tourney ernannt, so gab er ihm ein Kanonikat in dieser Stadt, und da ihm Erasmus merken ließ, daß ihm an einer solchen Pfründe nicht viel

gelegen sey, so ertheilte er ihm dafür einen Jahrsgehalt von 200 Gulden. Und er würde in der Folgezeit, da sein Ansehen stieg, noch mehr für diesen Gelehrten gethan haben, hätte nicht Erasmus seinen Hieronymus, den er im Jahr 1516 herausgab und den er nach seinen deshalb oft wiederholten Aeusserungen dem Cardinal widmen wollte, einem Feinde des Ministers, dem Erzbischoff Warhem dedicirt, und im folgenden Jahre, statt diesen Fehler wider die gute Lebensart zu verbessern, den Cardinal selbst zum Gegenstand einer Satyre gemacht, die das Herz eines Mannes von ihm entfernen mußte, der für die Beweise seines Wohlwollens allerdings eine bessere Vergeltung erwarten konnte.

Mit eben dem Eifer, mit welchem Wolsey zur Zeit seines Wohlstandes für die Ausbreitung der Wissenschaften, theils durch Stiftungen der wohlthätigsten Art, theils durch Belohnungen ausgezeichneter Gelehrten arbeitete, ließ er auch den Künsten seinen Schutz angedeihen.

Die Baukunst war eines seiner Lieblingsfächer, und die Paläste, die er mit ungeheuerm Aufwande an verschiedenen Orten im Reiche aufführen ließ, verbürgten den guten Geschmack, den er sich in der Architectur eigen gemacht hatte. Er baute z. B.

den Palast Whitehall, den Jacob I. auf mancherley Art verschönerte, und der bis zum Jahr 1694 da er abbrannte, der Wohnsitz der Könige war. Auch Hamtoncourt verdankte ihm sein Daseyn und seine Ausschmückung. Vorzüglich verdient hier die Kapelle zu Windsor eine Erwähnung; hier baute er auf Heinrichs VIII. Befehl ein Grabmal für seinen König, das aber unvollendet blieb, weil es so prächtig war, daß keiner der folgenden Könige es wagte, es ganz auszubauen, aus Furcht, den Grad der Pracht nicht zu erreichen, mit welchem Wolsey zu bauen angefangen hatte.

Wir bemerken noch am Ende, daß damals drey Cardinäle beynahe ganz Europa regierten. Wolsey, Minister Heinrichs VIII. in England; Matthäus Lange Bischoff von Gurk, der als Erzbischoff von Salzburg starb, bey dem Kaiser Maximilian I.; Georg Amboise bey Ludwig XII.; zu denen man noch den im Norden von Europa so mächtigen Günstling Christians II. Dietrich Schlageleck, Erzbischoff von Lund, setzen könnte. Amboise und Lange behielten die Gunst ihrer Herren bis an ihr Ende, Dietrich starb auf dem Blutgerüste als Staatsverbrecher, und wer weiß, welches Ende Wolsey würde gehabt haben, wenn ihn nicht der Tod den fernern Verfolgungen seiner Feinde entzogen hätte.

England befand sich unter seinem Ministerio in einem Flor, dessen Epoche, was die Regierung Heinrichs VIII. betrift, fast nur die seines Ansehens war. Frankreich und Spanien, Italien und Teutschland buhlten wechselsweise um seine Freundschaft, und der Name Engländer galt in Rücksicht des Ansehens, das die Krone damals genoß, in Europa allenthalben für eine Empfehlung. Heinrich bereuete, wie die Folge lehrte, den Verlust eines Ministers, gegen den er sich durch die Schmeicheleyen der Anna von Boleyn und durch die Intriquen seiner mächtigen Feinde, zu einer Härte hinreissen ließ, die zwar auf einer Seite der Uebermuth und die Unbesonnenheit des Cardinals zu rechtfertigen scheint, die aber auf der andern doch auf Rechnung des Königs mit kommen muß, weil er nicht früher darauf bedacht war, den Cardinal einzuschränken.

Für den Geschichtsforscher bleibt Wolsey immer eine der denkwürdigsten Erscheinungen im sechzehnten Jahrhunderte, denn er war es, der zu der grossen kirchlichen Veränderung in England unter der Regierung Heinrichs VIII. den Grund legte. Er wollte den Kaiser und seine Tante kränken, und England riß sich vom päbstlichen Stuhle los. Grund genug, daß einige katholische Schriftsteller, welche seiner erwähnen und bey Darstellung der Denkwürdigkeiten ihrer Zeit oder der Vor-

welt nur immer die Ereignisse durch das Fernglas ihres Systems sehen, den Cardinal zum Gegenstand bittern Bemerkungen machen, welche viel dazu beygetragen haben, ihn in einem sehr nachtheiligen Lichte darzustellen. Unter diese gehört der Florentiner Antonio Maria Gratianus, *) der Wolseys Leben auf einigen Blättern beschreibt und sich zu sehr von den Nachrichten seines brittischen Freundes, Richard Silley, den die geistliche Revolution aus seinem Vaterlande vertrieben hatte, leiten ließ. Die Achtung, mit welcher Heinrich immer vom Cardinal sprach, erstickte die Lästerungen seiner Verfolger, und sein Name steht unter den Günstlingen europäischer Monarchen der Vorzeit als ein Denkmal, das allen denen, die zu gleicher Höhe empor zu klimmen Beruf und Kraft zu haben glauben, des brittischen Dichters Worte zuruft: **)

Ihr Erdensöhne, denkt ihr immer noch
Auf Berge Berge häufend den Olymp
Zu stürmen? Eurer eiteln Arbeit lacht
Der Himmel und begräbt in Staub die Thoren!

*) In theatro historico de virtutibus etvitiis illustrium virorum et foeminarum eorundemque casibus. Francof. 1681. p. m. 196. sq.

**) Pope Versuch über den Menschen, 4. Epist.

David Rizzio

Günstling der Königin Maria von Schottland.

Unter den Männern, die in der Schottischen Geschichte beträchtliche Rollen spielten, befindet sich auch David Rizzio; allein ehe wir die Abentheurer dieses Mannes beschreiben, muß vorher dem Leser die Lage der Dinge in Schottland, zu der Zeit, da der Italiener an der Hof der Königin Maria kam, geschildert werden.

Die Lage von Schottland im sechzehnten Jahrhunderte scheint mir mit der Lage von Portugal in unsern Zeiten viel Aehnlichkeit zu haben, das an und für sich in der grossen Völkermasse kein Reich ist, das eine bedeutende Rolle spielt, allein auswärtigen Mächten liegt doch, wie der französische Freyheitskrieg beurkundet hat, immer viel daran, besonders in Kriegszeiten mit dieser Krone in angenehmen Verhältnissen zu stehen.

Jacob V. der vom Jahr 1513 — 1542 in Schottland regierte, stammte aus dem Hause

Stuart, das schon damals seit 243 den Schottischen Thron besessen hatte. Seine Verbindungen mit dem französischen Hofe, von welchem er sich zwey Gemalinen nacheinander holte, legten den Grund zu den wichtigen Ereignissen, die unter der folgenden Regierung Schottland zum Schauplatz der Zerrüttung machten. Er sahe seine Tochter Maria, welche ihm seine zweyte Gemalin Maria aus dem Hause Guise gebohren hatte, nur fünf Tage, denn er starb fünf Tage nach der Geburt der Prinzessin Maria, die sogleich für die Kronerbin galt, und noch in der Wiege zwey zur Regierung bestimmte Prinzen zu Freyern bekam, Eduard VI. aus England und Franz II. aus Frankreich. Der Engländer mußte diesesmal dem Franzosen, dessen Verwandtin die Mutter war, nachstehen. Maria ward mit Franz II. verlobt, und der Verlust der Schotten bey Mussalburg im südlichen Theil von Schottland, wo die Nation 14000 brave Männer verlor, war eine Folge des Korbes, den man dem englischen Prinzen gegeben hatte. Man eilte die Prinzessin nach Frankreich zu schicken, wo sie am Hofe Heinrichs II. erzogen ward. Kaum hatte sie das sechzehnte Jahr erreicht, so ward ihre Vermählung mit Franz II. vollzogen, und da damals eben die Königin Maria in England gestorben war, so schien der Fall eintreten zu können, daß Maria einst ihr Zepter über vier Königreiche verbreiten würde. Allein diese glänzenden Aussichten verloh-

ren sich schnell. In England kam Elisabeth eine Tochter der den Lesern aus der ersten Biographie bekannten Anna Boleyn zur Regierung, und Franz II. Mariens Gemal genoß das Vergnügen König zu seyn nur 1 Jahr und 5 Monate. Sie gieng daher bald nach seinem Tode nach Schottland zurück, wo sie jung, schön, in den galanten Sitten des französischen Hofes erzogen, [illegible] in die Herzen aller Schotten an sich zog. [illegible]bst Buchanan, dieser berühmte Schottische [illegible] bekannter Gegner aller Aristokraten, sie in seinen Liedern priese. Aber leider! besaß Maria nur die Kunst Herzen zu erobern, aber nicht die, sie zu behaupten. Ihr Hang zur Verschwendung, der in einem so goldarmen Lande wie Schottland, die Aufmerksamkeit der Nation bald erregte, [illegible]re Neigung zu Liebesangelegenheiten, welcher [illegible]e verdorbenen Hofschranzen schon damals unter dem Namen der Galanterie das Schimpfliche zu benehmen suchten, machten sie bald der Achtung und Liebe eines Volkes verlustig, das nur gebohren schien, sich unter ihrer Regierung glücklich zu fühlen. Die jungen Schotten, die auf auswärtigen Universitäten studirten, brachten frühzeitig eine Vorliebe für die schönen Wissenschaften und mit ihr die Neigung für die von Luthern und seinen braven Gehülfen in der Aufklärung angefangene Reformation in ihr Vaterland zurück. Viele der mächtigsten Familien im Reiche hatten sich öffentlich dafür erklärt, und

die gegenseitige Erbitterung der Katholiken und Protestanten ließ die traurigsten Folgen befürchten. Die katholischen Geistlichen, die sich auf die Uebermacht der Hofpartey verliessen, wurden zum Theil aus ihren Aemtern vertrieben, und machten, wie man leicht denken kann, bey Hofe einen Lermen, der bald das Vorspiel zu wichtigern Auftritten ward. Der Hof verlangte die Wiederherstellung der vertriebenen Clerisey, und das Parlement, das von ganz andern Grundsätzen belebt ward, versicherte, daß man ihre Dienste gar nicht brauche. Man blieb dabey nicht stehen Die Protestanten eilten, nach dem Beyspiele der teutschen und nordischen Fürsten, die Klöster in Schulen zu verwandeln, und den faulen Mönchen statt des Breviers den Katechismus zum Unterricht der Jugend in die Hände zu geben. Der Hof schrie und die französischen Beichtväter, die weder das Interesse der Nation noch ihre Denkart und Privilegien kannten, bliesen den Funken zu einem Feuer an, das bald seine Flammen über das ganze Reich verbreitete. Man spiegelte der Königin vor, wie gefährlich es für sie seyn würde, in einer so unruhvollen Periode sich ihren Landsleuten zu überlassen, sie nahm daher eine Leibwache meist von Ausländern an, und reitzte so eine Nation, die seit mehr als zwey hundert Jahren ihr Blut für die Stuarte, von denen Maria herstammte, vergossen hatte, zum Hasse und zur Erbitterung.

In keinem Lande hatte der Despotismus so wenig als in Schottland seinen eisernen Arm dem Volke auf den Nacken setzen können, allein Mariens Regierung sahe der Abweichungen von dem Regierungssystem ihrer Vorältern so viele, daß die Nation nicht sowohl auf die Königin, von der sie noch immer mit Achtung sprach, wohl aber auf ihre ausländischen Rathgeber äusserst unwillig ward.

Um diese Zeit ungefähr kam ein fremder Abentheurer an der Hof, an welchem er in kurzer Zeit der erklärte Günstling der Königin ward. Seine Schicksale geben ihm Ansprüche auf einen Platz in dieser Gallerie gestürzter Günstlinge.

David Rizzio war der Sohn eines Musikers in Turin. Dieser arme, aber für das Wohl seiner Kinder sorgfältige Vater hatte kaum in seinem Sohne David eine vorzügliche Anlage zu einem guten Sänger bemerkt, so eilte er, dieselbe weiter auszubilden, und wandte alles was er konnte daran, daß dieser junge Mensch einst bey irgend einem Fürsten als Musiker angestellt werden könnte, zumal da er schon in frühern Jahren mit dem Beyfalle aller Kenner auf einigen Instrumenten spielte.

Sein Landesfürst Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, hatte im Frieden zu Cambray

1559 durch die Hülfe der Spanier alles wieder erhalten, was ihm die Franzosen abgenommen hatten. Kaum sahe er sich im Besitze seines Landes, so nahm er seine Residenz zu Nizza, wohin bald eine Menge Menschen strömten, um am Hofe dieses Fürsten, der mit auswärtigen Mächten in grossen Verbindungen stand, Brod und Ehre zu suchen. Auch unser David Rizzio, der von manchen seiner Landesleute hörte, daß in Nizza an Herzog Emanuel Philiberts Hofe ein Thaler Geld zu verdienen sey, bat seinen Vater um Erlaubnis, sein Glück ebenfalls in Nizza zu versuchen. Der Vater freute sich dieser ersten Spur des Unternehmungsgeistes seines Sohnes, er packte ihm seine Noten, Instrumente u. s. w. zusammen und David Rizzio gieng mehr von dem Segen seiner Eltern als ihrem Gelde unterstützt, lustig wie ein Tonkünstler, und voll angenehmer Ideen des Glücks, das ihn erwartete, nach Nizza ab. Jung wie er war, glaubte er am Hofe sogleich angestellt zu werden; allein wie sehr erstaunte er, als er hier eine Menge junger Menschen vorfand, die zum Theil weit geschickter in ihrem Fache, zum Theil mit mächtigen Empfehlungen an die vornehmsten Personen des Hofes versehen waren! Er klopfte bald hier bald dort an, man versprach ihm auch Unterkommen zu verschaffen, allein er lernte die Hofsprache bald verstehen, da er sahe, daß trotz dieses oft wiederholten Versprechens, sich kein

Platz für ihn fand, sein weniges Geld immer mehr schmolz, und die Aussichten für ihn an einem völlig fremden Orte, wo er niemanden als die Genossen seines Elendes kannte, nicht die reizendesten waren. Während daß er mit allen den Drangsalen kämpfte, die im Gefolge einer freundelosen Dürftigkeit sind, schien ihm nichts übrig zu bleiben, als nach Turin zurück zu kehren. Allein theils war es die Schaam, die ihn abhielt, sich wieder an einen Ort zu wenden, den er nur erst kürzlich verlassen hatte, theils dünkte es ihm, daß seine Erscheinung im väterlichen Hause, wo eine starke Zahl von kleinern Geschwistern seine dortige Existenz erschwerte, für den armen Vater eine Last mehr seyn würde. In dieser traurigen Lage war ihm die Nachricht, daß Emanuel Philibert einen Gesandten nach Schottland schickten würde, eine der angenehmsten, die er jemals gehört hatte. Er kannte einige Hausoffizianten des Grafen von Moretti, dem der Herzog diese Gesandtschaft aufgetragen hatte. Sie empfahlen ihn ihrem Herrn, und der Graf trug kein Bedenken, einen jungen Menschen, der sein Glück auswärts machen wollte, unter sein Gefolge aufzunehmen. Er kam glücklich am Hofe der Königin Maria an, und Moretti, der selbst kein reicher Mann war, gab ihm zu verstehen, daß er sich so bald als möglich, um ein Unterkommen bewerben möchte.

Rizzio rechnete darauf, daß die Königin Musik liebte, da sie selbst am französischen Hofe Geschmack dafür bekommen hatte, auch selbst einige musikalische Fertigkeit besaß. Er wandte sich an die Direktoren ihrer Kapelle, die fast ganz aus Franzosen bestand, welche sie mit aus Frankreich gebracht hatte. Sein Ehrgeiz schränkte sich jetzt auf das Glück ein, von ihr gehört zu werden. Es gelang ihm unter der Begünstigung einiger Freunde, die er sich unter den Hofleuten zu erwerben gewußt hatte. Die Königin hörte ihn singen und er gefiel. Er ward bald darauf bey ihrer Kapelle mit einem Gehalte angestellt, der vor der Hand wenigstens seine dringendsten Bedürfnisse befriedigte, und er beschloß alle seine Kräfte anzuwenden, um hier ein dauerhaftes Glück zu machen. Freylich waren die Mittel, die er anwandte, nicht die besten, allein ein junger Mensch von seiner Denkart und von seinen Planen war weit entfernt, die Moralität der Mittel zu prüfen, durch deren Anwendung er emporzukommen hoffte. Schlau wie ein Italiener studirte er den Charakter der Königin, und die Vertraulichkeit, in der er jetzt mit einigen Personen lebte, die die Ehre hatten sich dieser Dame zu nähern, setzten ihn bald in den Stand, seine Plane theils zu erweitern, theils zu berichtigen. Die kleinen Hofanekdoten, bey denen er bald nicht blos Zuschauer sondern Akteur war, trugen dazu bey, seinem Geiste, der von Natur zu

Intriguen geneigt war, jene Biegsamkeit zu geben, die allen alles werden muß. Er lernte jetzt die Blicke der Personen, die auf sein Glück einigen Einfluß haben konnten, so sorgfältig beobachten als ehedem seine Noten, und er fand, daß Schmeicheley und Verleumdung die gewöhnlichsten Wege waren, auf denen man an Mariens Hofe zu Macht und Ansehen gelangen konnte. Er ward also bald Meister in der Kunst, sein Glück auf den Trümmern des Glücks Andrer zu bauen. Maria, die den Ausländern mehr traute als ihren gebohrnen Unthanen, und die besonders mit dem Theile des Adels, der den Grundsätzen der protestantischen Religion folgte, unzufrieden war, fand in Rizzio einen Mann, der ihren Launen schmeichelte, auf ihre Gegner schimpfte und den Starrsinn der Schotten, deren Klagen über die Verletzung ihrer Privilegien und über die Einführung fremder verdienstloser Glücksritter ins Reich, die den braven Innländern das Brod nahmen und auf französisch ihrer nüchternen Sitten spotteten, für eine unbegreifliche Verblendung erklärte. Kein Wunder, daß ein Mann von diesem Charakter Eingang in das Herz einer jungen Fürstin fand, die keinen andern Beruf kannte, als den, sich zu vergnügen, und den Thron, auf dem sie saß, als den Mittelpunkt der Freude für Personen ihres Standes betrachtete.

Rizzio fand bald das Geheimniß, sich ihrer Gunst in einem solchen Grade zu bemächtigen, daß seine Gesellschaft der Königin Bedürfniß ward. Er brachte die meiste Zeit in ihrem Zimmer zu, er war der Genosse ihrer Lustparthien. Unterdessen war die hundertzüngige Fama beschäftigt, das Glück dieses Italieners im ganzen Reiche auszuposaunen. Der Adel, der sich gekränkt glaubte, da nur Ausländer bey Hofe vorgezogen wurden, hatte sich grösstentheils auf seine Güter zurückgezogen, und das gemeine Volk in der Residenz, das von diesem Unwesen am Hofe täglich Zuschauer war, und mit seinem Schweisse die theuern Vergnügungen der Königin, ihrer Kastraten, Musiker, Hofschranzen u. s. w. bezahlen mußte, fieng endlich an, laut zu werden. Man spottete anfänglich ihres vertrauten Umganges mit einem Ausländer, der bey seiner Ankunft in der Residenz noch nicht wußte, wo er des Abends würde speisen können, und jetzt in einem Glanze aufzog, dessen Quelle man bald in der für ihn geöfneten Schatulle der Königin fand.

Rizzio ward bald ein neuer Beleg zu der alten Wahrheit, die unsere teutschen Voreltern etwas derb ausdrückten: es müssen starke Beine seyn, die gute Tage ertragen wollen. Seine Kunstverwandten, auf deren Schultern er emporgestiegen war, schien er gar nicht mehr zu ken-

nen, und er glaubte nur im Umgange mit der vornehmen Welt, mit den Grafen und Herzogen, die am Hofe waren, die Schule zu finden, in welcher er sich für die neue Laufbahn, die er für sich geöfnet sahe, vorbereiten könnte.

Der Spott des gemeinen Volkes ergoß sich immer mehr in bittere Anmerkungen über den Zweck seines Hoflebens, und Maria, eingeweiht von ihren höfischen Schmeichlern in alle Künste des Despotismus, glaubte auf einmal die Quelle dieses Geschwätzes verstopfen zu können. Sie erklärte ihn zum Staatssekretär.

Rizzio stand jetzt auf einem Posten, auf welchem er sich gewissermassen als den Kanal ansehen konnte, durch den sich die Gnadenerweisungen der Königin über diejenigen verbreiteten, die sich ihrer Gewogenheit würdig gemacht hatten. Wer ein Amt suchte, kam nie kürzer zum Ziele, als wenn er sich an den Günstling Rizzio wandte. Wer einen Proceß hatte, fand in diesem Tonkünstler einen Mann, der die Stimmen der Richter, deren Urtheil dabey von Einfluß war, in die angenehmste Harmonie zu bringen wußte. Schon fiengen die Grossen des Reichs an, ihm aufzuwarten, sein Vorzimmer ward nie leer von Supplikanten oft aus den vornehmsten Ständen

und wenn er ausgieng, umgab ihn ein Haufe von Begleitern aus den edelsten Familien Schottlands. Nur ein einziger Mann war am Hofe, der ihm nie eine günstige Miene machte, der Graf von Murray, er verdient etwas näher geschildert zu werden.

Jacob, Graf von Murray, war ein natürlicher Sohn des Königs Jacob V. von Schottland, und der König, der das Glück nicht hatte, einen männlichen Erben seiner Krone zu sehen, wandte auf seine Erziehung eben so viele Mühe, als wenn er ihn für den Thron bestimmt hätte.

Unter den Jugendlehrern, die ihm für diesen Sohn vorgeschlagen wurden, wählte er sich einen, der sich mit den größten Männern seines Jahrhunderts messen konnte, Georg Buchanan, einen Schottländer, der sich in Paris mehrere Jahre den Wissenschaften gewidmet hatte, und durch seine Gedichte die Ehre rechtfertigte, die ihm Morhof erwies, wenn er ihn nach Horaz den größten Lyrischen in Europa nennte. Man kann leicht denken, daß Georg Buchanan, der mehr als ein anderer die Scheußlichkeit des religiösen Despotismus auf seinen Reisen kennen gelernt hatte und mit den besten Einsichten in die Literatur eine Vorliebe für die in Teutschland angefangene Reformation verband,

die für sein Vaterland von einem wohlthätigen Einflusse war, keine Mühe sparte, den ihm anvertrauten Jüngling nach den Grundsätzen der Humanität zu erziehen. Und er würde noch mehr gethan haben, hätte ihn nicht der Fanatismus der Mönche, die ihn, weil er ihrer Heucheley und Dummheit spottete, bey dem Pöbel hohen und niedern Standes für einen Atheisten ausschrien, frühzeitig von einer Laufbahn verdrängt, wo ein Mann von seinem Kopfe, gegen alle Intriguen des Pfaffensystems gewafnet, so viel Gutes stiften konnte. Die Mönche, an deren Spitze sich der Cardinal von Beaton, Erzbischoff von St. Andreas und Primas von Schottland gestellt hatte, besassen zwar Gewalt genug, dem jungen lehrbegierigen Jacob seinen Lehrer zu entreissen, aber sie waren nicht mächtig genug, den Saamen beßerer Erkenntniß, den er in die junge Seele dieses hofnungsvollen Jünglings zu streuen angefangen hatte, am Keimen zu hindern. Jacob, dem sein Vater den Namen eines Grafen von Murray gab, ward einer der einsichtsvollesten Männer seines Vaterlandes, der sich um die Ausbreitung der Reformation unvergeßliche Verdienste erwarb. Jacob, ein Patriot, sahe die Zügellosigkeit, die am Hofe seiner Stiefschwester Maria herrschender Ton geworden war, er arbeitete, so viel er kannte, dem Einflusse der Guisischen Parthey, von der sie sich regieren ließ, entgegen, und zeigte an einem Hofe, wo Reinigkeit der

Sitten einer übelverstandenen Galanterie Platz gemacht hatte, eine Nüchternheit, die ihn in eben dem Grade den Hofleuten furchtbar machte, in welchem sie seinen Landsleuten, die den Folgen dieses Unwesens nachdachten, ehrwürdig seyn müste. Und dieser Mann hätte vor einem Glücksritter der niedrigsten Art ohne Kenntniße, ohne Festigkeit des Charakters, ohne alle Ansprüche auf die Achtung verdienstvoller Männer, mit einem Worte, vor Rizzio dem Savoyarden, im Staube kriechen sollen? Das Ansehen, in welchem dieser grosse Mann lebte, die Anhänglichkeit aller ächten Schotten an seine Person, der allgemeine Blick, den in diesem kritischen Zeitpunkte die Nation, die von Fremden zu Boden getreten ward, auf ihn richtete, die tiefe Verachtung, mit der er den sogenannten Staatssecretär Rizzio züchtigte, konnte weder diesem noch der Königin verborgen bleiben. Rizzio fürchtete zwar den Grafen von Murray, allein im Vertrauen auf den Schutz der Königin wagte er es, eine Gegenparthey zu stiften, und sich frühzeitig gegen einen Haß in Vertheidigung zu setzen, der, wie er wohl einsahe, über kurz oder lang einmal zum Ausbruche kommen mußte.

Maria hatte aus politischen Absichten Matthäum Grafen von Lenox nach Schottland zurück berufen, dessen Familie in den Unruhen der vorigen Regierung ihre Güter verloren, und seit dies-

ser Zeit, länger als zwanzig Jahre, bald nach Frankreich bald in England gelebt hatte, in welchem letztern Reiche Heinrich VIII. ihm seine Nichte Margaretha Douglaß zur Gemalin gegeben hatte. Sein Sohn Heinrich, der Graf von Darnley, der damals allgemein für die schönste Mannsperson in Europa galt, konnte allerdings, wenn Elisabeth bald erbslos sterben sollte, Mariens Ansprüchen auf England gefährlich werden.

Elisabeth merkte das Vorhaben ihrer Muhme, durch ihre Verbindung mit dem Lord Darnley ihre Ansprüche an die Erbschaft zu bestärken, allein diese Ehe war nicht in ihrem Plane, sie wünschte vielmehr, ihren Liebling, Robert Dudlei, Grafen von Leiceſter durch eine Ehe mit Maria auf den Schottischen Thron zu setzen. Elisabeth versprach, im Fall Maria sich ihrem Wunsche fügen und dem Grafen von Leiceſter die Hand geben wollte, ihr die Erbfolge in England zuzusichern. Die Schottischen Abgeordneten, welche zu Berwik mit den englischen Ministern über diese Angelegenheit unterhandelten, versicherten, ohne Zweifel auf Anstiften der Königin Maria, daß ihre Prinzipalin schon souveränen Fürsten die Hand verweigert habe, jetzt also noch weit weniger mit einem bloſen Privatmann, den die Gnade seiner Königin erst zum Grafen erhoben hatte, ihren Thron theilen könne. Sie gingen endlich aus einander, nachdem die eng-

lischen Minister erklärt hatten, daß ihre Königin in die Verbindung mit dem Grafen Darnley nie willigen würde.

In dieser Lage der Dinge bekam der junge Lord Darnley Erlaubniß, auf drey Monate nach Edinburgh zu gehen, weil er wünschte, die zurückgegebenen Erbgüter seines Hauses in Begleitung seines Vaters zu besehen. Er kam an Mariens Hof und Maria konnte nicht gegen einen Mann gleichgültig bleiben, der schön wie Adonis bey seinem ersten Erscheinen am Hof ein Gegenstand der Wünsche aller Damen ward. Rizzio sahe bald die Neigung der Königin gegen diesen jungen Herrn, und da er nicht zweifelte, daß sie selbst ohne Elisabethens Einwilligung, den Plan einer Verbindung mit ihm durchsetzen würde, so beschloß er den Lord eben so zu fesseln wie er die Königin gefesselt hielt, und sich dadurch frühzeitig gegen die Verfolgungen des Grafen von Murray einen hinlänglichen Schutz zu verschaffen.

Er setzte daher alles in Bewegung, sich beliebt zu machen, beyde schienen bald nur eine Seele zu haben, und von einem Geiste geleitet zu werden. Ihre Vertraulichkeit war in wenigen Wochen aufs höchste gestiegen, und der junge Lord Darnley, dessen Verstand mit seiner Schönheit nicht im Ver-

hältnisse stand, ahnete nicht, daß er der Gegenstand der Intriguen eines Mannes war, dem weder sein Stand noch sein Kopf das Recht gab, sich in die geheimen Angelegenheiten der Königin und ihres Reiches im mindesten zu mischen. Indem er ihn beredete, daß die Königin ihn liebe, und daß sie auf seinen Rath den Plan habe, den Thron mit ihm zu theilen, war er arglistig genug, den jungen unerfahrnen Grafen, der die Schlingen nicht kannte, die man ihm legte, glauben zu machen, daß der Graf von Murray der einzige sey, der sich dieser Vermählung entgegen zu stellen wage, und daß, wenn es möglich wäre, einem so planvollen Manne auf irgend eine Weise ein Stillschweigen aufzulegen, die ganze Sache so gut als gemacht sey.

Einem so scharfsinnigen Mann wie Murray konnte die Neigung seiner Schwester für den liebenswürdigen Ankömmling so wenig verborgen bleiben, als die höchst zweydeutige Vertraulichkeit mit dem italienischen Abentheurer, die schon längst für ihn ein Gegenstand bitterer Bemerkungen gewesen ward. Er wollte nicht gern in den Augen der Nation das Vertrauen verlieren, dessen ihn bisher alle redliche Schotten gewürdigt hatten, er wollte also auch durch seine Gegenwart an dem, was die Königin in Rücksicht ihrer Vermählung thun konnte, keinen Antheil nehmen, so wenig als er es über

sich gewinnen konnte, sich täglich einem Manne gegenüber zu sehen, der die Königin keinen Augenblick verließ, ihr oft ins Ohr flüsterte, bey allen ihren kleinen Gesellschaften war, und, wenn anders die Pagen und Hofdamen ein gutes Auge hatten, sogar ein gemeinschaftliches Schlafgemach mit ihr hatte. Er eilte daher einen Hof zu verlassen, an welchem man ihn nicht gern sahe, und wo man offenbar an einer Verbindung arbeitete, der er ohne Noth sich nicht preis geben wollte.

An dieser Verbindung war nicht mehr zu zweifeln. Die Königin, die endlich der öftern und harten Vorwürfe von Seiten ihres Bruders, der es mit ihr und dem Reiche gut meynte, überdrüssig war, dachte darauf, ihre Parthey, wenn es zu öffentlichen Unruhen kommen sollte, zu verstärken. Sie rief also eine Zahl vornehmer Schotten, die unter der vorigen Regierung aus dem Vaterlande verbannt worden waren, zurück und gab ihnen ihre bisher confiscirten Güter wieder. Unter diesen war auch der Graf von Bothwell, der in Frankreich eine für seine Wünsche günstige Epoche abgewartet hatte. Sey es, daß Bothwell aus einer alten Feindschaft gegen den Grafen von Murray Anschläge machte, die dem Leben dieses edlen Mannes gefährlich werden sollten, oder daß Maria ihn zum Werkzeuge ihrer Rache machte, genug, einige vornehme Franzosen, die in ihrem Vaterlande ver-

traute Freunde des Exulanten gewesen waren, eilten dem Grafen von Murray Bothwells ganzen Plan, ihn aus dem Wege zu räumen, zu entdecken. Murray brachte die Sache den Gesetzen gemäß vor das Parlement. Maria, die sich der Gefahr ausgesetzt sahe, bey näherer Untersuchung dieses Mordanschlags in unangenehme Verhältnisse zu kommen, bot alles auf, diese Sache dem Urtheile des Parlements zu entziehen. Allein Murray galt für den Schutzgott seines Vaterlandes, alle redliche Patrioten, die sich zu groß dünkten, dem ausländischen Lieblinge der Königin zu hofiren, verbanden sich einem Manne Recht zu verschaffen, auf den die Augen der seufzenden Nation gerichtet waren. Den boshaften Bothwell schlug sein Gewissen, er erschien nicht, und ward auf diese Weise sein eigner und gefährlichster Ankläger. Murray überzeugte sich bald, daß ein tief angelegter Plan von der Königin begünstigt seinem Leben drohe. Es blieb nicht bey dem ersten verunglückten Versuche. Es folgten deren mehrere. Sein Untergang war vor ihr und ihren Verbündeten geschworen, nur war man wegen der Wahl der Zeit und des Ortes noch in Ungewißheit. Endlich ward ausgemacht, daß sie den Grafen ersuchen sollte, nach Perth zu kommen, wo sie mit ihm über gewisse Reichsangelegenheiten zu sprechen wünschte, Lord Darnley sollte sich mit ihm ins Gespräch einlassen, und auf eine Materie bringen, wo er mit Wärme und Freymüthigkeit

sprechen würde, dann sollte, wenn der Wortwechsel zu einer grössern Hitze gestiegen seyn würde, Rizzio ihm den ersten tödtlichen Streich versetzen und dann die übrigen ihm vollends den Rest geben.

Murray war der Mann nicht, der einen Haufen Bösewichter fürchtete. Er beschloß das Abentheuer zu bestehen, das, wie Briefe seiner theuersten Freunde versicherten, ihn erwartete. Er reis'te von dem Landgute, wo er sich bisher in die Stille und Einsamkeit des Landlebens zurückgezogen hatte, nach Perth ab. Allein zum Glück ereilte ihn auf dem Wege dahin ein Eilbote, den Patrik Ruwen abgesandt hatte. Er fieng an, die Gefahr, die ihm drohete, zu beherzigen und zu überlegen, daß die größte Tapferkeit oft der Hinterlist eines Meuchelmörders unterliegen muß und statt nach Perth zu gehen, und dort der Königin seiner Schwester zum Opfer ihrer Rache zu dienen, eilte er auf ein Landgut, das seine damals noch lebende Mutter am Ufer des Sees Levin hatte. Er hatte sich auf der Reise erkältet und ward wirklich unpäßlich. Er ließ sich daher bey der Königin entschuldigen, daß es ihm diesesmal unmöglich sey, ihr aufzuwarten. Man kann leicht denken, daß das Geheimniß, das den Mordanschlag verbergen sollte, da eine beträchtliche Zahl Menschen davon Notiz hatte, bald seinen Schleyer verlor, und durch das Gerücht, das alles verkündet und alles verdreht, bald allenthalben aus-

gebreitet ward. Murray, sagten einige Politiker, ist nicht vergeblich zu seiner Mutter gegangen, er hat dort der Königin auf ihrer Rückkehr auflauern und sie gefangen setzen wollen. Die Gefährten schickten zwar allenthalben Reuter aus, zu forschen, ob der Graf wirklich Anstalt gemacht habe, die Königin feindlich zu behandeln, allein keiner der ausgesandten Boten konnte die mindeste Spur von einem solchen Vorhaben auffinden. Aber was der Graf nicht that und thun wollte, das that ihr böses Gewissen, sie eilte mit ihrem saubern Gefolge nach Edinburgh, und glaubte jeden Augenblicke in jedem Geräusch den Hufschlag feindlicher Rosse zu hören.

Die Königin, welche alle Anschläge vereitelt sahe, ihrem Stiefbruder Stillschweigen aufzulegen, eilte die Stände nach Sterling zu berufen, wo damals zum Theil die Schottischen Könige residirten und die Reichsversammlungen gehalten wurden, allein sie ließ dazu nur die Grossen von ihrer Parthey einladen und die ganze Folge davon war, daß wider ihre Verbindung mit Heinrich Stuart keiner etwas einwendete, nur einige wenige machten dabey die Bedingung, daß in Religionsangelegenheiten nichts abgeändert werden sollte, nur ein einziger, Andreas Stuart o Kiltry, wollte gar nichts von einem katholischen Könige hören, aber seine Stimme war die Stimme eines Predigers in

der Wüsten. — Murray war gar nicht wider die Ehe, aber als ein kluger Mann mußte er einsehen, daß die Folge derselben, vorausgesetzt, daß sie ohne Einwilligung der Königin von England geschlossen würde, nicht die angenehmste seyn könnte, er drang also darauf, die Vermählung so lange aufzuschieben, bis er Mittel gefunden haben würde, die Genehmigung der Königin Elisabeth zu erlangen.

Diese Königin, die auf Schottland immer ein aufmerksames Auge hatte, that alles was sie konnte diese Verbindung zu hindern. Sie ließ an den Gränzen von Schottland ein starkes Heer zusammen ziehen, und die Mutter des Lord Darnley so wie sein Bruder wurden in enge Verwahrung gebracht, und Nicolaus Tragmorton gieng als ihr Gesandter an den Hof der Königin Maria ab, und kündigte dem Bräutigam so wie seinem Vater an, daß die ihnen zu ihrem Aufenthalte in Schottland vergönnte Frist verflossen sey, und daß, wo sie nicht sogleich eilten nach England abzureisen, ihre Güter in England eingezogen werden würden; allein Maria ließ sie nicht von sich.

Ihr Entschluß war gefaßt, den Lord Darnley zu ehelichen, und obschon der Verlust einer Krone auf dem Spiele stand, so war sie doch verliebt genug, auch diesen zu trotzen.

Sie ernannte ihren Bräutigam zum Grafen von Roß und zum Herzog von Rothsay um in den Augen der Nation zu erheben, und damit der Pöbel nicht murren möchte, so wurden alte Prophezeyungen zum Besten dieser Verbindung ins Publikum gebracht, und Elisabethens nahe bevorstehender Tod allenthalben verkündigt. Was England und dessen Drohungen betraf, so hofte Maria durch ihre Verwandten, die Guisen, hinlänglich in Schutz genommen zu werden, zumal da einer davon, ihr Onkel zum Anführer eines Heeres, das den Protestanten den Untergang geschworen hatte, ernannt worden war.

David Rizzio war bey allen diesen Auftritten kein blosser Zuschauer, alle Anschläge der Königin waren das Resultat seines Einflusses. Er stellte ihr und allen denen, die ihn für das Orakel des Reichs erkennen wollten, vor, daß der Nation dran liegen müsse, einen katholischen König auf den Thron zu setzen, und daß Lord Darnley unter allen Kronkompetenten der schicklichste dazu sey. Allein es lag ihm daran, diese Vermählung vollzogen zu sehen, ohne die Einwilligung der Königin Elisabeth und des Schottischen Adels zu erwarten. Aus einem unbegreiflichen Eigensinn achtete er nicht auf die Folgen, die aus der Vernachlässigung der Freundschaft Englands so wie aus der Verletzung der Nationalprivilegien hervorgehen mußten. Sein

Wille sollte durchgesetzt werden, weil er auf diese Weise immer hoffen konnte, die rechte Hand der Königin in Regierungsangelegenheiten zu bleiben. Dazu kam, daß er fürchtete, daß, wenn der Graf von Leicester auf den Schottischen Thron käme, die katholische Religion in Schottland gefährdet und sein Einfluß völlig vernichtet werden würde; dahingegen, wenn die katholische Religion aufrecht erhalten würde, es ihm an Ehrenstellen, Pfründen und Einkommen nicht fehlen könne. Es wäre dabey vielleicht noch die Frage, ob ihm nicht das Beyspiel Wolseys Muth gemacht habe, noch einst in Schottland eine solche Rolle zu spielen, wie Heinrichs Minister mehr als dreyssig Jahre vorher in England gespielt hatte.

Rizzio galt mehr bey Maria, als die weisesten Rathschläge ihrer Unterthanen, die es gut mit ihr meinten. Die Vermählung mit dem neuen Herzoge von Rothsay erfolgte am Ende Julii 1565. Murray, zu dem sich ein grosser Theil des Adels und unter andern auch der Herzog von Chastelerauld schlug, behauptete laut, daß man einen katholischen König nicht annehmen, ja der Königin nicht einmal das Recht gestatten könne, sich, ohne die Reichsstände zu fragen, nach Belieben zu vermählen.

Allein diese Einwendungen hinderten die Königin nicht, ihren Gemahl in Edinburgh öffentlich

zum König von Schottland ausrufen zu lassen, und die Großen die durch ihre Entfernung vom Hofe ihre Abneigung gegen diese Verbindung hinlänglich zu erkennen gaben, bey Verlust ihrer Güter an den Hof zurück zu rufen. Um die Gegenparthey noch mehr zu kränken, rief sie auch alle diejenigen zurück, welche dem Adel des Reichs ein Dorn im Auge waren, und fuhr fort, ihre Widersacher mit einer Strenge zu behandeln, die dem Plane ihres Günstlings und dem System der Guisischen Parthey angemessen war.

Man kann leicht denken, daß Rizzio jetzt in seinem Elemente war, alles was er wollte, das wollte auch die Königin, und was diese wollte, das wollte auch, als wenn es in der Ehestiftung ausgemacht worden wäre, Heinrich Stuart. „Man darf, das war sein Grundsatz, mit den Feinden des königlichen Ansehens nicht so säuberlich verfahren, sie werden dadurch nur kühner und trotziger, allein sobald die Rädelsführer erst gedemüthigt sind, dann werden die Verführten bald zurück kehren."

Man durfte hier eben kein grosser Meister in der Erklärung politischer Räthsel seyn, um einzusehen, daß Rizzio hier den Grafen von Murray meinte, das war der Mann, von dem er alles fürchtete, aber auch der Mann, der bisher gegen

Dolch und Meuchelmord unverletzlich geblieben war.

In diesem Zeitpunkte war es, wo Rizzio der Königin und ihrem Gemahle vorspiegelte, daß, da ein grosser Theil des Reichsadels im Lande einen beträchtlichen Anhang habe, es für sie gar nicht rathsam sey, ihr Leben einer schottischen Leibwache ferner anzuvertrauen, er rieth ihr also, lieber die Schotten abzudanken und dafür Teutsche in Sold zu nehmen. Allein auch diese, fürchtete er, möchten zu bieder denken, ihre Hand zu bösen Streichen herzugeben. Er wählte also Italiener und zwar lauter solche, die kein anderes Mittel zu ihrer Subsistenz kannten, als dieses, sich dem Einflusse eines Mannes zu überlassen, der ihnen einen reichlichen Sold und ein gemächliches Leben zusicherte.

Diese neue Garde ward in kurzem durch die Betriebsamkeit des Günstlings vollzählig. Die alten Schotten nahmen mit Thränen im Auge Abschied und gingen in ihre Heimath zurück, wo die Erzählungen dieser braven Krieger viel dazu beytrugen, die Flüche und Verwünschungen zu vermehren, mit welchen die Nation den Günstling der Königin schon längst belegte.

Unterdessen hatte die Gegenparthey sich ansehnlich verstärkt und wenn Eintracht in ihrem Heere

gewesen wäre, so hätte ein blutiges Treffen bald alles entschieden. Hamilton, der sehr ansehnliche Güter hatte, die er gern einmal für allemal sichern wollte, und der nach Mariens Tode die nächsten Ansprüche auf den Schottischen Königsthron hatte, stand schon mit gezucktem Schwerdte, und sprach von der Nothwendigkeit, sich durch sichere Maasregeln von der Tyranney der Königin frey zu machen, mit einem Worte, wenn es auf ihn angekommen wäre, so würde er über die Leichen der Königin, ihres Gemahls, und aller Anhänger der regierenden Familie auf den Thron von Schottland gestiegen seyn, allein Murray und die meisten Grossen des Reichs hatten eine gemässigte Denkart, und glaubten, daß es noch nicht zu spät sey, durch gelinde Mittel eine heilsame Staatskur zu bewirken. Die Königin, sagte Murray, ist noch jung und schlecht geleitet, sie wird ihren eignen Vortheil nicht verkennen, die bösen Rathgeber entfernen, und die Grundsätze der Parthey der Guisen als unverträglich mit der Reichsconstitution verabscheuen und Schottland wird glücklich seyn, ohne sich bey dem System der Strenge den Greueln der Anarchie auszusetzen.

Diese letzte Parthey behielt die Oberhand, kein Schwerdt ward gezückt, und die Königin gieng wieder nach Edinburgh zurück, wo erst im bevorstehenden März des Jahres 1566 auf dem alt

gemeinen dazu angesetzten Reichstage die Güter der Vertriebenen vom Adel eingezogen, und die Namen derer, die fortfahren würden, sich gegen die Königin widerspenstig zu bezeigen, aus dem Verzeichnisse des Schottischen Adels feyerlich ausgestrichen und ihre Wappen zerschlagen werden sollten.

Durch den Eifer, den Rizzio bey dieser Angelegenheit für die Königin und ihre Sicherheit bewiesen hatte, setzte er sich bey ihr, wenn das möglich war, noch in grössere Gunst. Diese Gnade, mit welcher sie ihn überhäufte, schien in eben dem Grade zu wachsen, in welchem ihre Liebe gegen ihren Gemahl abnahm. Und das war auch nicht wohl anders zu erwarten. Die Heirath war mit einer Uebereilung geschlossen, die bey den grossen Hindernissen, die sie fand, und die zum Nachdenken einen so reichen Stoff gaben, unbegreiflich war. Sie hatte in weniger als vier Monaten aus einem Privatmanne einen Baron, Grafen, Herzog, Gemahl und König gemacht, allein sie fand bald, daß Heinrich Stuart ein guter Gemahl, aber auch weiter nichts war.

In öffentlichen Urkunden hatte bisher immer der Name des Königs und dann der der Königin gestanden, bald änderte die Königin aus Verachtung gegen ihren Gemahl, dessen Umgang ihr lästig zu werden anfieng, das ab, und setzte den ihrigen

vor. Heinrich gieng, um den beleidigenden Mienen seiner Gemahlin und den unaufhörlichen Kabalen ihres Günstlings auszuweichen, oft auf die Jagd, und blieb bisweilen mehrere Wochen vom Hofe entfernt. Die Königin, so angenehm es ihr auch war, an ihm keinen Augenzeugen ihrer freyen Lebensweise zu haben, machte dennoch diese öftere Abwesenheit desselben zum Vorwande, ihn von der Verwaltung der Reichsgeschäfte immer mehr zu entfernen; und beschloß unter dem scheinbaren Vorwande, daß nicht durch die Vergnügungen des Königs wichtige Angelegenheiten aufgeschoben werden dürften, blos ihren Namen für die Zukunft zu unterschreiben. Doch weil man fürchtete, daß die allzuschnelle Abänderung ihres Willens der Nation misfällig seyn und derselben von ihrem Charakter eine nachtheilige Meinung beybringen möchte, so pflegte Rizzio, der jetzt in allen Stücken des Königs Stellvertreter war, mit einem eisernen dazu bestimmten Stempel des Königs Nahmen, er mochte gegenwärtig oder abwesend seyn, zu unterzeichnen. Allein beyde begnügten sich nicht damit, den König, der kein Freund von Zänkereyen war, von den Staatsangelegenheiten zu entfernen, es lag ihnen daran, denselben als Zeugen ihres geheimen Umganges an einem vom Hofe entlegenen Ort privatisiren zu lassen. Der gute Herr mußte also in der rauhesten Jahreszeit nach dem Schlosse Preblis, sechs Meilen von Edingburgh

in der Provinz Tweedale abgehen, mit einem Gefolge, das er als bloßer Edelmann einst besser gehabt hatte, und während daß Rizzio, die Königin und die geheimen Diener ihrer Ueppigkeit im Ueberflusse schwelgten, hatte der arme Heinrich oft weder zu essen noch zu trinken. Ja er kam sogar, da einst sein grosser Schnee gefallen und die Zufuhr dadurch gehemmt war, in eine solche Verlegenheit, daß er selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen des Lebens Mangel litt. Zum Glück kam noch, eben da der Ort seines Aufenthalts ganz zugeschneit war, der Bischof der Orkadischen Inseln, der in Angelegenheiten seines Amtes nach Edingburgh gehen wollte, unerwartet dahin, und da er nach der Landessitte Brodt, Wein und Fleisch mit sich führte, so sahe Heinrich in ihm einen rettenden Schutzengel für den Hungertod. In der Residenz bekümmerte man sich nicht darum, ob er etwas zu leben hatte, und wären nicht einige seiner Freunde besorgt gewesen, ihn von Zeit zu Zeit mit den nöthigen Lebensbedürfnissen zu versorgen, so würde es in der Küche des Königs oft schlechter ausgesehen haben, als in der Vorrathskammer des armseligsten Bergschotten.

Daß Rizzio schon längst den Namen eines königlichen Staatssekretärs erhalten hatte, ist schon oben bemerkt worden.

Jetzt dachte die Königin auf Mittel, ihn, ohne grosses Aufsehen zu erregen, noch mehr zu erhe-

ben. Nach damaliger Sitte war ihre Tafel nur für wenige, die etwa zur königlichen Familie gehörten, gedeckt. Maria, eines Zwanges überdrüssig, der ihr längst lästig gewesen war, ließ bald auch andre von geringern Ständen zur Tafel bitten, und David Rizzio ward nicht vergessen. Sie wollte gleichsam sowohl die höhere als niedere Klasse ihrer Unterthanen dran gewöhnen, Rizzio in ihrer Gesellschaft zu sehen. Der Anschlag gelang, die Speichellecker des Hofes befanden sich wohl dabey, und als man glaubte dieses Vehikel entbehren zu können, erhielten jene den Abschied und Rizzio behauptete seinen Platz. Oft speisete er mit der Königin und einer oder der andern Hofdame in ihrem Wohnzimmer, oft aber hatte er die Ehre, die Königin bey sich zu bewirthen. Der Adel, der sich immer mehr zurück gesetzt sahe, schwieg dazu nicht und das Volk machte über diese Erhebung des Günstlings Glossen, die von den ehemahligen Lobeserhebungen, mit denen man die Königin bald nach ihrer Rückkehr aus Frankreich überhäuft hatte, in einer eben nicht räthselhaften Sprache grade das Gegentheil sagten.

Rizzio hatte fast alles, was ein Günstling nur haben kann, sein Marstall konnte sich mit dem jedes Pairs im Reiche kühn vergleichen, sein Hausgeräthe war längst für das des Luxus noch ungewohnte Auge der Schotten ein Stein des Anstosses gewesen, seine Garderobe würde dem Geschmack

eines Königs Ehre gemacht haben, und Heinrich zog neben ihm auf, wie ungefähr ein appanagirter Reichsgraf an der Seite eines prachtliebenden Königs.

Allein alle diese Pracht und dieser ganze Aufwand, den er aus der Schatulle der Königin machte, war nicht hinreichend, ihm nur einigermassen die Miene der Liebenswürdigkeit zu geben. Er war und blieb, wie er noch als Musiker gewesen war, von Seiten seines Aeussern nichts weniger als empfehlungswürdig, und man konnte nicht begreifen, wie es möglich sey, daß eine Königin, die damals 23 Jahre alt war, und für eine der glänzendsten Schönheiten ihres Jahrhunderts galt, an dem Umgange eines Mannes Gefallen finden konnte, der vielleicht in seinen ehemaligen Verhältnissen Mühe gehabt haben würde, das Herz einer ihrer Kammerjungfern zu erobern.

Allein dessen ungeachtet bestand Maria darauf, ihren Liebling den Grossen ihres Reichs zum Genossen ihrer Vorrechte und dem gemeinen Volke zum Gegenstande der öffentlichen Achtung aufzustellen. Sie wollte ihn zum Lord machen, und da hofte sie durch seinen Einfluß, den er nach ihrem Plane in Parlement zu behaupten suchen sollte, den Rest der Anhänglichkeit an die alten Schottischen Freyheitsbegriffe, der hier und da noch sichtbar war,

zu dämpfen, und mit David Rizzio nach den Grundsätzen eines von den Guisen geleiteten und ihrer Liebe zur Ungebundenheit angemessenen Systems gemeinschaftlich zu regieren. Allein sie fand hier Hindernisse, die sie bey den Vorbereitungen zur Ausführung ihres Planes nicht befürchtet hatte. Sie hatte ihn aus einem Musiker ihrer Kapelle als einen armen freundlosen Ausländer zum Staatssekretär erhoben, sie hatte ihm eine Equipage angeschaft, in welcher er sich einem regierenden Herzoge an die Seite stellen konnte, sie hatte ihn an ihre Tafel gezogen, die vor kurzem nur für die größten Standespersonen gedeckt worden war, aber sie vermochte es nicht, ihm Sitz und Stimme im Parlement zu verschaffen. Die Königin kannte die Gesetze ihres Landes, und so groß auch die Abweichungen waren, die sie sich von der Reichsconstitution erlaubte, so fand sie doch nicht für gut, da der Haß des Publikums gegen ihren Liebling ihr kein Geheimniß war, hier einen Machtspruch zu wagen. Es sollte alles stufenweis gehen. Rizzio sollte durch Kauf Besitzer eines grossen Landgutes werden, und als solcher so wie jeder andre an den Privilegien seines neuen Standes Antheil nehmen. Aber hier war eben die Klippe, an der die Politik beyder scheiterte. Das Gut Malville in der Nähe von Edinburgh war eine Besitzung, die das lüsterne Auge des Günstlings längst ausgezeichnet hatte. Die Königin that alles was sie thun konnte, den Liebling ihres Herzens

zum Ziele seines Wunsches zu führen. Maria schmeichelte dem Besitzer desselben, man suchte seinen Schwiegervater durch Hofgunst zu locken, man ließ sich zu allen Kunstgriffen herab, welche in ähnlichen Fällen Personen, die in der Wahl ihrer Mittel nicht delikat sind, nur immer anwenden können, aber alles war vergeblich. Der Besitzer der Herrschaft, aus dem alten Schottischen Reichsadel, konnte es nicht über sich gewinnen, das Erbe seiner Voreltern der Habsucht eines Abentheurers preis zu geben, der kein anderes Verdienst hatte als die Anhänglichkeit der Königin an seine Person.

Noch immer verzweifelte die Königin nicht, die Herrschaft Malville, die ihrem Liebling so bequem lag, daß sie oft dort an seiner Seite die Vergnügungen des Landlebens zu genieſſen hofte, auf einem der tausend Wege, auf denen regierende Personen sich Gehorsam zu verschaffen wissen, von ihrem bisherigen Besitzer für ihren Günstling zu erhalten. Nachdem endlich Versprechungen so wenig wirkten als Drohungen, überzeugte sich Maria, daß jeder fortgesetzte Versuch, den Starrsinn des bisherigen Besitzers von Malville zu brechen, vergeblich seyn würde. Sie schwur ihm einen ewigen Haß und Rizzio hatte seit langer Zeit zum erstenmal den Verdruß zu sehen, daß es noch Menschen in Schottland gab, die es noch wagten seinem Ansehen zu Trotze jedem seiner ehrsüchtigen Plane muthvoll entgegen zu arbeiten.

Die Nation fieng auch an, die Augen mehr zu öfnen; die Verschwendungen des Günstlings, sein verächtlicher Blick, mit welchem er auf die Vornehmsten des Landes herab sahe, die durch Gefahr, ihre Privilegien verletzt zu sehen, in eine Koalition gegen ihn gezogen wurden, vollendete den Haß gegen ihn, den seine Unbesonnenheit jeden Tag zu rechtfertigen schien, und der Plan, der eben gescheitert war, einen der ältesten Reichsbaronen aus dem seit Jahrhunderten besessenen Erbgute seiner Voreltern zu vertreiben, führte den Zeitpunkt der Explosion des allgemeinen Unwillens immer näher herbey.

Man erinnerte sich jetzt an ein ähnliches Ereigniß in der schottischen Geschichte, das hundert Jahre früher zu einer landverderblichen Revolution Veranlassung gegeben hatte. Robert aus der Baronie Cochran, ein Steinmetz, und Wilhelm Roger, ein englischer Sänger hatten unter Jakob III. die größten Ehrenstellen an sich gerissen. Der erstere, ein Mann von ausserordentlicher Leibesstärke, mit welcher er eine ihr angemessene Kühnheit verband, hatte einst in einem Zweykampfe — er war der größte Baxer seines Vaterlandes, — die Aufmerksamkeit das damals regierenden Königs Jakobs III. auf sich gezogen. Jakob nahm ihn an seinen Hof und der Mann, dem sein Stand keine andern Aussichten eröfnete, als bey den königlichen Bauten ge-

braucht zu werden, legte seine Hand bald ans Staatsruder, und trug dazu bey, daß des Königs jüngerer Bruder Johann, der dem Unwesen steuern wollte, hingerichtet und er zum Lohne seiner Bemühungen zum Grafen von Marr ernannt ward. Der Mitgenosse seines Ansehens, Wilhelm Roger, den der Gesandte des englischen Königs Eduard III. in seinem Gefolge mitgebracht hatte, gewann durch seinen Gesang des Königs Herz, stieg von einer Stufe zur andern, ward in den Adelstand erhoben, und wußte sich, eingeweiht in allen Geheimnissen der Schlauheit, bey dem Könige, der sich von den Geisterſehern seiner Zeit am Gängelbande leiten ließ, in solche Gunst zu setzen, daß fast alle Reichsangelegenheiten durch seine Hände giengen.

Das Andenken an diese beyden Glücksritter erneuerte sich jetzt in ganz Schottland, und gewiß nicht zum Vortheile des italienischen Nachfolgers. Man erwähnte jetzt der Unruhen, welche diese beyden ehemaligen Günstlinge Jacobs III. im Reiche erregt hatten, des bürgerlichen Kriegs, der darauf folgte, der blutigen Auftritte, welche derselbe selbst in der königlichen Familie hervorbrachte, und des gänzlichen Unterganges eines Prinzen, der bey einer bessern Leitung nicht der Raub einer Horde von Bösewichtern würde geworden seyn, die ein gemeinschaftliches Interesse fanden, ihn nach dem Plane ihrer Ehr- und Raubsucht zum Werkzeuge

ihrer geheimen Absichten zu machen, deren Opfer er in der Blüte seines Alters ward, da er auf der Flucht nach einem Gefechte mit einigen seiner Unterthanen auf dem Platze blieb.

Die Feinde des Günstlings wußten die Erzählung von diesen hundert Jahre früher vorgefallenen Begebenheiten zu ihrem grossen Vortheile zu benutzen, und sie ward in ihrem Munde eine Ermunterung durch Rizzios Tod ähnlichen Greuelthaten vorzubeugen.

Das gemeine Volk betrachtet selbst die Fehler seiner Regenten mit einer geheimen Achtung, allein sobald ihre Ausschweifungen die Gränzen aller Schaam übertreten, dann ist in den Damm, der die Ergiessung seiner Galle und seiner Satyre noch aufhielt, eine Oefnung gemacht, die über kurz oder lang für Fürsten verderblich werden muß. Die Geschichte der alten und neuen Völker liefert dazu die Belege. Auch Maria, eine Königin die alles für sich hatte, Schönheit, Verstand, Ansehen, ward das Opfer einer übelverstandenen Freyheit. Man sprach von ihrem Umgange mit dem Italiener ohne Rückenhalt, es waren nicht blos mehr die Hofbedienten, denen die Vertraulichkeit, welche zwischen beyden herrschte, verdächtig werden mußte, es waren die Einwohner der Residenz, die einen

Mann, der am ersten Tag seiner Ankunft um Brodt und Wohnung verlegen gewesen war, in einem königlichen Pallaste im Schooße des Ueberflusses von ihrem Schweiße schwelgen und die Privilegien der Nation mit Füssen treten sahen.

Man gab dem Könige, der von seinem Lustschlosse nach Edinburgh ab und zu reis'te, Winke, die er nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Das Gerücht endlich, das allenthalben sich im Lande verbreitete, weckte ihn endlich aus der langen Schlafsucht, in welcher er seine und seiner Krone Rechte der Willkühr eines Mannes preis gegeben hatte, der ihn selbst verachtete und keiner männlichen Entschliessung für fähig hielt. Einst kam er spät nach Edinburgh geritten, er gieng in das Schlafzimmer seiner Gemalin, zu welchem er einen Schlüssel hatte, er fand aber den innern Riegel vorgeschoben, er pochte, aber niemand wollte hören, und man lachte vielleicht eines Königs, der von dem Räuber seiner Ehre und seines Ansehens nur wenig Schritte entfernt war, ohne ihn der mindesten Antwort zu würdigen. Dem bisher immer so kaltblütigen Heinrich stieg, wie ein italienischer Schriftsteller von einem ähnlichen Falle sagt, der Senf in die Nase, er entfernte sich, da alles sein Pochen vergeblich war, brachte die Nacht fast ganz schlaflos hin, fluchte der Stunde, in welcher in seinem Herzen die Entschliessung zur Reise gekommen

war, der Königin Hand anzunehmen, und schwur dem Italiener eine furchtbare Rache, die nur im Blute des Elenden eine Befriedigung finden sollte. Er berathschlagte mit einigen seiner Vertrauten, deren Zahl freylich immer klein war, weil der große Haufe im geheimen Solde der Königin stand, und ihr von jedem seiner Schritte Rechnung ablegte. Alle fürchteten sie sich vor der Macht des Günstlings und hielten den Plan des Königs mehr für das Resultat seiner Rache, die das Auge für die Gefahr verschloß, als für die Folge des Nachdenkens, ob sie gleich wegen der armseligen Kost, die auf dem Lustschlosse des Königs aufgetragen ward, und weil es ihrem Herrn oft eben so sehr am Gelde fehlte einem oder dem andern seiner Diener ein kleines Geschenk zu machen, als dem teutschen Fürsten, von welchem Heß im ersten Bande seiner fortgesetzten Durchflüge erzählte, der alten Ordnung der Dinge längst überdrüssig waren.

Heinrich selbst war kein Fürst, unter dessen Eigenschaften die Entschlossenheit gehörte. Er faßte bald diesen Anschlag, bald gab er ihn wieder auf, und der Gedanke an die Gefahr, der er sich aussetzte, schreckte ihn von der Ausführung aller der Maasregeln ab, die er gefaßt hatte, sich endlich einmal, es koste was es wolle, von der Tyranney seiner Gemahlin und ihres verächtlichen Günstlings auf immer zu befreyen. Die Anhänger der Kö-

nigin, die an dem Gesichte ihres Herrn bald merkten, daß Dinge von der äussersten Wichtigkeit in Frage gekommen seyn müßten, entdeckten bald der Königin ihre Beobachtungen, und versprachen zugleich für sie und ihr Ansehen Gut und Blut aufs Spiel zu setzen.

Heinrich glaubte sich ganz sicher, aber wie erstaunte er, als sie mit einem Gesicht, das ihre Wuth verkündigte, sein geheimes Zimmer aufriß, wo er mit seinem kleinen Häuflein Diener der Dinge erwartete, die da kommen sollten, und ihn mit einem Strome von Schimpfworten überhäufte, die ihn nicht mehr darüber in Zweifel liessen, daß sein Geheimniß zu ihrer Notiz gelangt sey.

Sie wandte sich, nachdem ihr Zorn sich ein wenig an ihrem Gemahle abgekühlt hatte, an seine Begleiter und versicherte, daß sie alles wisse, was diese Verworfenen wider ihre Königin im Sinne hätten und daß es ihr so wenig an Kraft als an Lust fehle, ihrer Bosheit Schranken zu setzen, und ihre Tollkühnheit zu züchtigen.

Heinrich bedurfte in einer so kritischer Lage eines treuen Rathgebers, er fand diesen in seinem Vater, der noch am Hofe war, und der längst, hätte er einen entschlossenen Sohn gehabt, als ein

Mann von Muth und Kraft Maasregeln getroffen haben würde, die der Ehre seines Sohnes und der königlichen Gewalt, mit welcher er bekleidet war, angemessen seyn konnten. Einige schlugen vor, den sämmtlichen Adel zu versammeln, selbst der Theil desselben, der seiner Güter verlustig erklärt worden war, ins Reich zurück zu berufen; allein, ehe dieses geschahe, konnten einige Monate verfliessen, und der Reichstag, den die Königin wegen des im Auslande lebenden Adels angesetzt hatte, war in der Nähe, und sie beharrte mit unerbitterlicher Strenge auf dem Entschlusse, die Ausgewanderten nachdrücklich zu züchtigen, so sehr auch der französische und englische Gesandte sich Mühe gaben, sie auf gemässigtere Grundsätze zurück zu führen, weil sie sahen, daß der Adel keine unbillige Forderung an die Königin machte, und im Nothfall noch mächtig genug war, wenn es zu den Waffen kommen sollte, sich Gerechtigkeit zu verschaffen.

Elisabeth begnügte sich nicht damit, ihrem Gesandten die gemessenste Instruktion gegeben zu haben, daß er nach allen seinen Kräften den Ausbruch eines bürgerlichen Krieges in Schottland verhindern und die Königin zur Mäßigung in ihrem Zorn gegen den Adel bereden sollte. Sie schrieb in dieser Rücksicht einen eigenhändigen Brief an die Königin Maria, in welchem sie sich über die Lage der Dinge in Schottland mit einer Weisheit,

die ihrem Kopfe, und mit einer Güte, die ihrem Herzen Ehre machte, weitläuftig erklärte, und ihre Muhme von dem System der ungebundenen Gewalt, dessen Grundsätze sie in Frankreich eingesogen hatte, zu einer den schottischen Reichsgesetzen entsprechenden Mäßigung zurückzuführen suchte.

Die auf dem Reichstage versammelten Lords rechneten viel auf diesen Brief, und waren neugierig den Inhalt, der gewiß den Gegenstand ihrer Berathschlagungen betraf, zu erfahren. Maria, die noch immer das Ansehen haben wollte, volles Vertrauen gegen die Edeln des Landes zu zeigen, deren Interesse eigentlich das Interesse der Krone war, hatte diesen Brief, ohne daß Rizzio es wußte, zu sich gesteckt, und fieng an, während daß eine starke Zahl vornehmer Schotten um sie herum stand, ihn öffentlich abzulesen. Rizzio, der das wider seinen Plan fand, weil ohne Zweifel auf die Verhältnisse der Königin mit ihm angespielt war, eilte der Königin zu winken, daß sie im Lesen inne halten sollte, Maria bemerkte entweder seine Winke nicht, oder wollte sie vielleicht zum erstenmale, seit dem er ihr Günstling war, nicht bemerken, sie las fort und Rizzio bestand darauf, daß sie aufhören sollte zu lesen. Einige setzen sogar hinzu, daß er ihr den Brief aus der Hand gezogen habe, wovon jedoch Buchanan nichts erwähnt. Man hielt diese Kühnheit Rizzios nicht eben für ein neues Wagstück, denn

er hatte die Nation schon gewöhnt, ohne Erstaunen Augenzeuge seiner Frevelthaten zu seyn; allein der Stolz, das, was er schon oft innerhalb der Wände ihres Zimmers gethan hatte, jetzt auch im Angesichte der Edelsten der Nation ohne Rücksicht auf die den Ständen schuldige Ehrerbietung zu thun, das war es, was die ganze Versammlung empörend fand, ob es gleich kein Geheimniß mehr war, daß er der Königin oft mit einer Erbitterung, die sie sich von ihrem Gemale selbst würde verbeten haben, Vorwürfe machte. Unterdessen gieng der Reichstag fort, und es ward die Frage, welche Strafe den emigrirten Adeligen zuerkannt werden sollte, von neuem ein Gegenstand der Debatten.

Diejenigen, die sich bey der Königin und ihrem Günstlinge beliebt machen wollten, und ihre Zahl war beträchtlich, stimmten für die Strenge und meynten, daß sie sämmtlich des Hochverraths schuldig zu erklären wären, und daß folglich die Königin das Recht habe, sie nach aller Strenge der Reichsgesetze, die diesen Fall deutlich erörterten, zu bestrafen; andere hingegen, die weniger vom Solde und den Schmeicheleyen der Königin sich locken liessen, stimmten für das System der Huld und Nachsicht gegen Verirrte, die allerdings gefehlt hatten, deren Fehler aber doch nicht mit dem schimpflichen Namen eines Kapitalverbrechens belegt werden konnten.

Rizzio spielte dabey keine stumme Rolle. Er sprach mit allen einzeln, und forschte, selbst die Blicke der Lords ausspähend, was jeder in einer für ihn so wichtigen Angelegenheit am Tage der Entscheidung denken und öffentlich davon urtheilen werde. Er kannte seine Leute, bey einigen machte er kein Geheimniß daraus, daß der Königin Wille sey, die Schuldigen streng zu bestrafen, und daß es eine vergebliche Bemühung seyn werde, sich in diesem Falle, da sie fest entschlossen sey alles dran zu wagen, ihr entgegen zu seyn. Andere, die furchtsam waren, bedrohete er mit der Ungnade seiner Gebieterin, und setzte nach Beschaffenheit der Personen, mit welchen er sprach, bald die Furcht, bald die Hoffnung in Bewegung, seinen Worten Nachdruck zu verschaffen, und der Königin schon im voraus die Mehrheit der Stimmen, von der ein grosser Theil ihres Ansehens in der Zukunft abhienge, zuzusichern. Dieses Einmischen in die Reichsgeschäfte, die eigentlich ausser seiner Sphäre waren, und zwar solchen Personen gegenüber, welche die neuerlich ins Gedächtniß zurückgerufenen Ereignisse unter Jakobs III. Regierung in Rücksicht seiner Günstlinge, an die Geschichte des Tags erinnerten, mußte den Haß, der auf ihm ruhete, noch mehr vergrössern, und vielen, die von der Grösse seiner Arroganz nur in der Entfernung vom Hofe hatten sprechen gehört, als Augenzeugen einen anschau-

lichen Begriff davon geben, wie weit der Ehrgeitz, wenn er nicht frühzeitig in den Schranken der Mäßigung gehalten wird, einen aus dem Staube empor gehobenen Fürstenliebling führen können. Dieser allgemeine Haß, der sich bald der ganzen Versammlung mittheilte, war für den Plan des Königs und seiner Verwandten die beste und zweckmäßigste Vorbereitung. Jakob Duglaß und Patrik Lindes, beyde Vettern Heinrichs, erschienen auf Einladung des Königs eben noch zu rechter Zeit, an den Berathschlagungen, von deren Erfolge Schottlands Schicksal abhieng, Antheil zu nehmen. Alle waren sie der Meynung, daß man, noch ehe etwas beschlossen werden konnte, mit Patrik Ruwen Abrede nehmen müsse. Dieser edle Schotte galt für einen Mann, wie ihn das grosse Vorhaben der Verbündeten foderte, unerschrocken bis zu Verwegenheit und dabey vorsichtig, wie ein in den Geschäften grau gewordener Greiß. Es war nur eine Stimme dafür, die Meynung dieses achtungswürdigen Schotten vorher zu vernehmen und nach seinem Rathe die nähern Maasregeln für die Ausführung ihres Planes zu fassen. Patrik Ruwen war eben von einer langen gefährlichen Krankheit genesen, die ihn einige Monate an ein langes Krankenlager gefesselt hatte. Er war eben, als man ihn dringend um seinen Beystand bat, erst wieder aufgestanden und nur das allgemeine Wohl des Vaterlandes, das

wenn Rizzio fortlebte, allen in Gefahr zu seyn schien, konnte ihn bewegen, seine ersten wieder erlangten Kräfte der Ausführung einer mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Angelegenheit zu widmen. Ruwen, weit entfernt, unbesonnen an einer Unternehmung Antheil zu nehmen, die in der Nähe und in der Ferne so viel Gefahr zeigte, nahm sich mit aller Achtung, die er dem Stande seines Königs schuldig war, die Freyheit, diesen jungen Fürsten auf die Fehler aufmerksam zu machen, die er bald nach Besteigung des Thrones begangen hatte, indem er die Vornehmsten seiner Verwandten den Launen seiner Gemalin und ihres Günstlings preis gegeben, und zum Theil misgeleitet von den Eingebungen des boshaften Rizzio von einem Hofe entfernt hatte, wo er der Stützen, wenn sein Thron fest stehen sollte, nicht genug haben konnte. Er machte es ihm recht einleuchtend, daß, wenn er sogleich anfänglich mehr Entschlossenheit gezeigt hätte, es dem Glücksspiltz Rizzio gar nicht möglich gewesen seyn würde, sich auf einer Stufe zu erhalten, auf welche ihr weder sein Verdienst noch seine Geburt die mindesten Ansprüche geben konnte.

Ruwen sprach mit dem jungen Könige in dieser feyerlichen Stunde seines Lebens eine Sprache, wie sie der Erfahrne und Weise, wenn er mit jungen unerfahrnen Menschen, die noch für Besserung

empfänglich sind, zu thun hat, sprechen muß. Heinrich erkannte seine Fehler und versprach im lebhaften Gefühle seiner Reue in Zukunft alles zu thun, was ihm möglich seyn würde, in der Folge seine frühern Fehler gut zu machen und den Rath der Weisen der Nation, der allein ihn retten konnte, aufzusuchen und zu benutzen. Aber wer konnte es den Verbündeten, an deren Spitze sich Ruwen gestellt hatte, verargen, daß sie mit einer Vorsicht zu Werke giengen, welche der Größe der Gefahr, der sie sich bloß stellten, entsprach. Ruwen überzeugte sich davon, daß es äusserst unklug gehandelt seyn würde, sich einem jungen Fürsten, dem eine einzige Schmeicheley oder Liebkosung seiner schönen Gemalin vielleicht in einem einzigen Augenblicke das Geheimniß ihres Bundes entlocken konnte, unbedingt anzuvertrauen. Es wurden daher, um sich auf alle nicht vorher zu sehende Fälle zu sichern, gewisse Hauptpunkte festgesetzt und niedergeschrieben, die der König gern und willig unterschrieb. Unter diesen waren die vornehmsten diese, daß der König gehalten seyn sollte, in Rücksicht der Religionsangelegenheiten diejenigen Grundsätze zu befolgen, die bey der Rükkunft seiner Gemahlin aus Frankreich im Einverständnisse mit der Nation festgesetzt worden waren, daß ferner der König die braven Schotten, deren das Vaterland nicht länger entbehren konnte, zurückrufen und sogleich Anstalt machen sollte, den Günstling der Königin, bey dessen Leben

an keine Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge zu denken sey, ohne Aufschub hinzurichten. Alle Anwesende unterschrieben nach dem Beyspiele des Königs diesen Aufsatz, dessen Inhalt oben erwähnt worden ist, und Heinrich erklärte sich am Schlusse für den Stifter der Ermordung Rizzios. Die Verbündeten wurden darüber einig, um jeder möglichen Gefahr der Entdeckung zuvorzukommen, sogleich ohne den mindesten Verzug Hand an die Ausführung des dritten Punctes, zu dem sie sich anheischig gemacht hatten, zu legen.

Die Königin speisete eben in einem ihrer kleinen Zimmer, in Gesellschaft ihres Lieblings und der Gräfin von Argyle und nur wenige Bedienten waren wegen des engen Raums gegenwärtig. Aussen in einem Vorzimmer spazirte der Graf Jakob Douglaß von Morton auf und ab und neben ihm eine grosse Zahl seiner Freunde. Auf dem Hofe stand ein Haufe solcher Personen, auf deren Treue und Ergebenheit die Verbündeten sicher rechnen konnten, und diese alle waren bereit, auf das geringste Zeichen, im Fall ein Auflauf erfolgen sollte, zu Hülfe zu eilen.

Jetzt begann der König, nachdem er gleichsam die Musterung der Truppen, die zur Ausführung eines so wichtigen Vorhabens bestimmt waren,

gehalten hatte, seinen wichtigsten Gang, erstieg nemlich die geheime Treppe, die für ihn gewöhnlich offen stand, in das Zimmer der Königin, das unmittelbar über dem seinigen war, hienauf, ihm folgte Patrik Ruwen gewafnet in Begleitung von etwan vier bis fünf andern seiner Gehülfen. Kaum waren sie ins Speisezimmer getreten, so fiel der Königin so wie ihrer Gesellschaft das dürre, blasse ganz abgezehrte Gesicht des erst kürzlich von seinem Krankenlager wieder aufgestandenen Patrik Ruwen auf, und die Königin, den der Anblick seiner Waffen nicht gleichgültig war, fragte: was diese sonderbare Erscheinung bedeuten sollte? Die Gräfin von Argyle und Rizzio so wie die wenigen anwesenden Bedienten glaubten nicht anders, als daß der ehrliche Ruwen im Wahnsinne sich seiner Wache entrissen und den König bis ins Zimmer seiner Gemahlin verfolgt habe. Allein Ruwen zeigte bald, daß er kein Narr sey. Pursche, sagte er zu Rizzio, steh auf, du taugst nicht an diesen Platz! Jetzt merkte die Königin Unrath, da der, trotz seiner ausgestandenen Krankheit, nervige Arm des Schotten eben im Begriffe stand, den Italiener zu packen, sie trat vor ihm, in der Hoffnung, daß die Streiche, die, wie sie jetzt nicht mehr zweifeln konnte, ihm zugedacht waren, auf diese Weise am besten abgehalten werden könnten. Jetzt fieng der König an, seine Rolle zu spielen. Er umarmte seine Gemahlin zärtlich, versicherte, daß sie für ihre

Person nicht die mindeste Gefahr zu fürchten habe, und daß er in ihrem Zimmer weiter nichts suche als einen Bösewicht, der ihrer Gnade unwürdig sey. Während daß Heinrich mit seiner Gemahlin auf eine Weise sprach, die hinlänglich zeigte, daß er starken Rückenhalt habe, so ward David Rizzio ohne Umstände von einigen der Begleiter des Königs ins Vorzimmer und von da auf den Saal geschleppt, wo man ihn mit vielen Wunden niedermachte, so sehr auch das wider die Abrede war, welche die Verbündeten genommen hatten, die mit seinem Tode dem gemeinen Volke, das ihn verabscheuete und haßte, ein angenehmes Opfer zu bringen hofften. Er sollte daher nach ihrem Plane öffentlich gehangen werden.

Die Epoche seines Todes war noch das glückliche Jahrhundert der Astrologie. Es verbreitete sich bald in Schottland, wo sein Tod schnell überall bekannt ward, das Gerücht, daß ein katholischer Geistlicher, den der Pöbel für einen Zauberer hielt, ihn kurz vorher gewarnt habe, daß er möchte früh genug suchen sich zu retten, weil er in der Länge dem Hasse der Grossen und der Rache des Volkes nicht werde entgehen können, allein er habe, setzt das Gerücht hinzu, darauf geantwortet: Die Schottländer pflegten nur zu drohen, aber Fechten sey nicht ihre Sache. Noch andere versicherten, man habe ihn für den Bastard gewarnt, er habe

vermuthet, daß damit der Graf von Murray gemeint sey und die Antwort gegeben: daß dieser, so lange er lebe, ihm nicht schädlich werden könne und so habe ihm — freylich wider seine Deutung, Georg Duglaß ein natürlicher Sohn des Grafen von Angus die erste tödtliche Wunde beygebracht.

Was die erste Prophezeyung betrift, so dürfte ihr Urheber, ein Franzos, Buchanan nennt ihn Johann Dgmiót, eben nicht auf dem Dreyfusse der Pythias gesessen haben, um einem Manne, der zu lange in Edinburgh war, zur Flucht zu rathen. Es ließ sich, ohne die mindeste Gabe zur Prophezeyung zu haben, leicht voraussehen, daß über kurz oder lang die Gegenparthey es auf irgend einem Wege möglich machen werde, ihn ausser Thätigkeit zu setzen. Auch die andre Prophezeiung läßt sich, ohne zum Wunderbaren seine Zuflucht zu nehmen, aus natürlichen Gründen erklären. Das ganze Reich wußte es, daß der Graf von Murray sein erklärter Feind war, so wie jeder es wußte, daß Rizzio alles aufgeboten hatte, sich dieses Mannes, der seinen Planen so hinderlich war, und der Königin bey jeder Gelegenheit die Augen öfnete, zu entledigen. Leicht ists also möglich, daß einer seiner Freunde ihm einmal, um verblümt zu sprechen, gesagt haben könne: Hüten Sie sich für den Bastard. Doch es wird auch ohne diese Bemerkung niemand Lust haben, die Gallerie

neuer Propheten aus der obgedachten Erzählung ergänzen zu wollen. Wir wenden uns also zum letzten Theil des Hauptakts im Trauerspiele, dessen Held David Rizzio war.

Kaum hatte Georg Douglaß dem Liebling der Königin den ersten Streich gegeben, so vergassen die Verbündeten in ihrer Hitze, daß sie in ihrer Abrede, seinen Tod zu einem Schauspiele für die Nation aufzusparen, sich anheischig gemacht hatten. Jeder der Anwesenden, der etwa beleidigt worden war, oder auch sich als einen Theil der Nation betrachtete, welche den Bösewicht zur gebührenden Strafe zog, bediente sich jetzt der Uebermacht, und versuchte seine Kraft in der Verstümmelung des Körpers eines Unglücklichen, dem schon die ersten Streiche seiner Gegner tödtlich gewesen waren.

Das Schreyen der Königin, die von dem, was auf dem Saale vorgegangen war, noch keine Nachricht hatte, ob sie gleich das Schlimmste ahnete, so wie das Getöse, das in solchen Fällen, wo Gewaltthätigkeit die Stelle des ruhigen Handelns einnimmt, unvermeidlich ist, hatte bald einige der vornehmsten Hofkavaliere herbeigeführt, z. B. die drey Grafen von Huntley, Athol und Bothwell, die eben auf einem Seitengebäude des Schlosses zusammen speiseten. Die Wache auf dem Schloßhofe, die ihre Instruction hatte, jedem Ver-

dächtigen den Eingang zu wehren, gestattete, jedoch ohne sich an ihren Personen zu vergreifen, ihnen nicht, sich dem Schauplatze, auf welchem David Rizzio in seinem Blute lag, zu nähern.

Diese Männer theilten den Haß des Volkes gegen Rizzio viel zu sehr, als daß sie zur Rettung desselben ihr Leben hätten wagen sollen. Sie glaubten wahrscheinlich, daß die Königin in Gefahr sey, und eilten dahin wo Ehre und Pflicht sie hinrief. Allein sie machten nicht die mindeste Anstalt zur Gegenwehr mehr, so bald sie hörten, daß es der König sey, der mit Hülfe seiner und ihrer Freunde die alte Ordnung der Dinge herstelle. Unterdessen hatte sich Ruwen aus dem Speisezimmer der Königin in das nahgelegene Schlafzimmer derselben begeben, wo er sich, weil seine Kräfte ganz erschöpft waren, niedersetzte, und sich etwas zu trinken reichen ließ. Kaum hatte sich der müde Mann gesetzt, so überfiel ihn die Königin, und ihr Mund floß reichlich über von dem, wovon ihre Seele voll war. Es war kein Schimpfwort, das nicht auf den armen Ruwen losströmte, vorzüglich aber machte sie ihm die bittersten Vorwürfe, daß er ganz des ihr gebührenden Respekts vergesse, und sich, da sie stehe, gesetzt habe. Der kraftlose Ruwen entschuldigte sich, so viel ihm die Hitze

der Königin erlaubte, daß das nicht aus Geringschätzung ihrer königlichen Person sondern wegen Schwachheit seines Körpers geschehe, und nun fuhr er fort, der Königin den ganzen Zustand ihrer Angelegenheiten vor Augen zu stellen, und aus demselben endlich das Resultat zu ziehen, daß es wohl endlich Zeit sey, nach so großen Fehlern daran zu denken, auf welchem Wege das gegenseitige Vertrauen zwischen der Regierung und dem Adel und mit demselben auch der goldene Friede und Wohlstand des Reichs hergestellt werden könne, welches um so viel leichter seyn müsse, da Rizzio der Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt sey. Er zeigte ihr in einer sehr bündigen Kürze, wie unschicklich es sey, einen Theil der höchsten Gewalt den Händen eines Abentheuers zu übergeben, der keinen Fuß breit Land besitze, das ihn an die Nation und ihr Interesse knüpfen könnte. Er stellte zugleich aus der Geschichte die nöthigsten Thatsachen auf, aus denen es hervorgieng, daß Schottland jederzeit eine gesetzmäßige Konstitution gehabt habe, und daß seit Jahrtausenden diese die Norm gewesen sey, nach der jeder König habe handeln müssen, wenn er nicht sich und seine Kinder habe unglücklich machen wollen. Am Ende versicherte er, daß alle Schotten bereit wären, für die Vertheidigung der von ihren Voreltern ererbten Rechte und Freyheiten, den Säbel in der Hand, gegen jeden, der sie antasten

werde, Gut und Blut zu wagen, am wenigsten aber, setzte er mit einer Freymüthigkeit hinzu, die die Königin schweigen machte, „werden wir das Joch eines Ausländers tragen, der tausenden von uns nicht zum Bedienten gut genug ist." Die Königin hatte geduldig zugehört, so lange der freymüthige Ruwen nur von ihr sprach, allein sobald er wieder von ihrem Lieblinge in einem solchen Tone zu sprechen anfieng, da erwachte ihr Zorn in seiner ganzen Größe und alle Anwesende hielten für gut, den Ausbruch derselben innerhalb der Gränzen ihres menschenleeren Zimmers austoben zu lassen. Sie entfernten sich alle, doch waren sie so vorsichtig, die nöthigsten Plätze mit Wachen zu besetzen.

Während daß die Verbündeten Anstalten trafen, den Greueln, die bey ähnlichen Veranlassungen im Gefolge bürgerlicher Unruhen sind, zuvorzukommen, hatte sich das Gerücht von diesen Ereignissen auf dem Schlosse durch die ganze Residenz verbreitet. Einer erzählte die Sache so, der Andere wieder anders. Bald sollte der König, bald die Königin, bald beide, bald der Liebling allein auf Befehl des erstern ermordet seyn. Die Bürgerschaft eilte zu den Waffen und auf einmal war das Schloß von einer unzähligen Menge bewafneter Menschen besetzt, deren Schwarm durch die

Haufen der Neugierigen noch jeden Augenblick mehr vergrößert ward. Allein kaum hatte der König das Mißverständniß bemerkt, so eilte er an das Fenster, sprach mit den Anführern der Bürgermiliz, versicherte seine und seiner Gemahlin Gesundheit, und kündigte ihnen die auf seinen Befehl erfolgte Ermordung des Italieners an. Zu seiner Zeit, setzte er bedeutend hinzu, lieben Kinder, sollt ihr mehr erfahren. In wenigen Augenblikken war das Schloß leer und jeder eilte ruhig nach Hause, den Seinigen die neue Mähr zu verkündigen, doch blieb ein kleiner Theil der Bürger zu Besetzung der Wachen zurück.

Aber, wird vielleicht mancher Leser fragen, that denn die italienische Leibwache, welche Rizzio mehr zu seinem Dienste als zum Dienste seiner Gebieterin selbst geworben und ausgelesen hatte, gar nichts? Buchanan, der alles genau wissen konnte, weil er ein vertrauter Freund des Grafen von Murray war, den er einige Zeit erzogen hatte, erwähnt von ihnen keine Sylbe, und es läßt sich aus seinem Stillschweigen schließen, daß diese aus Landstreichern zusammengestoppelten Menschen zur Zeit der Anfechtung, ohne Gefühl der Pflicht, selbst die Königin würden haben hinrichten lassen, wenn das im Plane der Verbündeten gelegen hätte.

Unterdessen hatten sich die Vertriebenen, welche die Königin bey Verlust ihrer Güter hatte zurückrufen lassen, um ihre Sache auszuführen, eingestellt, allein sie trafen den Hof in einer Verwirrung an, die ihnen nicht erlaubte, ihre Vertheidigung bey der Behörde anzubringen. Es gieng also jeder bis auf weitern Bescheid nach Hause. Die Königin, welche jetzt von allem Rathe fremder Personen nach dem Tode ihres geliebten Italieners entblößt nicht wußte, welche Maasregeln sie ergreifen sollte, bat ihren Bruder zu sich, und machte ihn und seine Bundesgenossen unter allerley Vorspiegelungen glauben, daß sie ihr bisheriges Betragen innigst bereue und sich mit dem Adel vollkommen auszusöhnen bereitwillig sey. Diese friedliche Unterhandlung, welche von Seiten der Königin nichts weniger als Verstellung zu seyn schien, veranlaßte es, daß man die Königin nicht so streng beobachtete, als man anfänglich thun wollte, und sie benutzte diese Gelegenheit, einst, da man es nicht im mindesten vermuthete, des Nachts durch eine Hinterthür zu entschlüpfen, und mit 200 Pferden, die Georg Sela einer ihrer vertrauten

sten Diener in der Nähe des Schlosses bereit gehalten hatte, nach Dunbar zu entfliehen.

Sie war so vorsichtig, den König ihren Gemahl zu nöthigen, daß er mit ihr diese Flucht theilte, weil sie von seinen Anhängern jetzt alles fürchtete, zumal da Elisabeth die flüchtigen Schotten, namentlich dem Grafen von Murray eine Zuflucht in England gestattet, ja sogar ihnen Hülfe versprochen hatte.

Maria stellte sich, als wenn alle zurückgekommene Edelleute auf ihre völlige Verzeihung rechnen könnten, und benutzte unterdessen jede Gelegenheit ihre Rache gegen die Mörder Rizzio's gehörig vorzubereiten. Das erste, was sie that, war, daß sie den Befehl gab, den Leichnam ihres Lieblings, den man in der Eil vor einer Kirchthür eingescharrt hatte, des Nachts ins königliche Begräbniß zu bringen, wo sie ihn neben die Gebeine der Königin Magdalena aus dem Hause Valois legen ließ. Eine Rache, die auf sie selbst zurückschlug, indem mancher, der bisher noch Bedenken getragen hatte, dem öffentlichen Rufe von ihrer Aufführung zu glauben, ein solches Betragen gegen einen

Elenden, der mit dem Fluche der Nation belastet seinen Geist aufgegeben hatte, mit den Erfordernissen einer platonischen Liebe für unverträglich halten mußte.

That sie auf einer Seite alles, was sie konnte, das Andenken ihres Lieblings königlich zu ehren, so mußte auf der andern Seite ihr Gemahl mehr als jemals der Gegenstand ihrer Verachtung seyn, und er spielte bey der strengen Untersuchung, welche wegen der Ermordung Rizzios angestellt ward, nicht die vortheilhafteste Rolle, obgleich die Königin mittelst eines öffentlichen durch den Herold bekannt gemachten Befehls verbieten ließ, den König für den Stifter des Mordes zu erklären.

Einige der vornehmsten Mitverschwornen eilten nach England, wo sie hinlänglichen Schutz fanden, andere suchten im Schottischen Hochlande bei ihren nächsten Verwandten eine sichere Zuflucht, und nur wenigen, die fast alle bey der ganzen Sache unschuldig waren, wurden die Köpfe abgeschlagen. Die Grafen von Argyle und von Murray kamen, nach erhaltener Versicherung der

der königlichen Gnade, ins Reich zurück und Marie, die jetzt der Erfüllung ihrer Hofnung bald Mutter zu werden, entgegen sahe, schien nach und nach sich einer gänzlichen Vereinigung mit den beleidigten Reichsständen zu nähern. Unter diesen Aussichten kam der neunzehnte Junius 1566 herbey, an welchem sie den Prinzen Jakob gebahr, der in der Folge unter den Namen Jakobs I. die beyden Kronen England und Schottland unter dem gemeinschaftlichen Namen Großbrittanien glücklich vereinigte.

Enguerrand von Marigny,

Graf von Longueville,

Günstling des Königs Philipp des Schönen in Frankreich, gehangen zu Paris im J. 1315.

Die Regierung Philipps des Schönen in Frankreich gehört unter die denkwürdigsten Perioden in der Geschichte der ehemaligen französischen Monarchie, und seine Händel mit den Niederländern, dem Pabste und die berüchtigte Unterdrückung des Tempelherrnordens haben ihr auch einen Platz in der Universalgeschichte erworben. Vorzüglich war es sein Premierminister Enguerrand von Marigny, der nach dem Zeugnisse der Geschichtschreiber seiner Zeit den bedeutendsten Einfluß in die Reichsgeschäfte behauptete, und sich zu einer Höhe emporschwang, die kaum irgend eine Privatperson in seinem Vaterlande jemals wieder erreicht hat, wenn wir den Helden unsers Jahrhunderts, der seine eigene Laufbahn durchwandelt, Buonaparte ausnehmen. Die Geschichte seines Lebens ist in Rücksicht der Abwechslungen des Glücks und der ausserordentlichen Ereignisse, mit denen es angefüllt ist, ein Bild menschlicher Hoheit und menschlicher Erniedrigung. Sein Ansehen wie sein Fall, beyde bezeichnen in der französischen Geschichte einen Zeit-

punkt, der den Geschichtschreibern Frankreichs mancherley Stoff gegeben hat, sein Leben zu einer lehrreichen Warnung für Günstlinge zu bearbeiten.

Das Haus Marigny war eins der angesehensten und edelsten in der Normandie, das den größten Theil seiner Besitzungen in der Nähe des Fleckens Lyons zwischen Vexin und dem Ländchen Bray hatte. Rosey war der Name ihrer beträchtlichsten Herrschaft, welche sie in der dortigen Gegend besaß. Die Herren von Marigny führten in den frühern Zeiten der französischen Monarchie den Namen le Portier und erst gegen den Anfang des 13. Jahrhunderts nahm einer davon, Enguerrand II., nach den Sitten seiner Zeit den Namen seiner Mutter Mathilde von Marigny an, und seit dieser Zeit verschwand in den Annalen der französischen Monarchie der Name le Portier. Das Schloß Marigny lag nahe an dem Walde von Lyons, und die Trümmern desselben, die von dem Ansehen der ehemaligen Besitzer der Gegend zeugen, sahe man noch zu den Zeiten, in welcher der Baron von Auteil seine Geschichte französischer Minister, welche unter der Regierung der Könige aus dem Hause Capet dem Staate dienten, herausgab, das heißt im Jahre 1659.

Der obgedachte Enguerrand II. Herr von Rosey, der seiner Familie den Namen Marigny erwarb, ward ein Vater Johannis, der ohne Erben

starb und Philipps, dessen Söhne in der Geschichte ihres Vaterlandes ein bleibendes Denkmahl hinterlassen haben. Sein ältester Sohn war Enguerrand III. von Marigny, Graf von Longueville, Oberkammerherr von Frankreich, Premierminister des Königs Philipps des Schönen, dessen Leben hier beschrieben werden soll.

Dieser Herr von Marigny stieg in der Gnade seines Herrn, der im J. 1285 den französischen Thron bestieg, so hoch, daß nie vor ihm ein Fürstendiener in seinem Vaterlande sich auf einer so hohen Stufe des Glückes sahe. Die Geschichtschreiber seines Jahrhunderts nennen ihn den Hauptstatthalter, ja einige nennen ihn sogar den Mitregenten von Frankreich, eine Benennung, die von einem Minister vielleicht einzig in ihrer Art ist.

Kaum hatte Philipp der Schöne den Thron seiner Väter bestiegen, so arbeitete er daran, dem Parlement in seiner Residenz einen beständigen Sitz, den es bis dahin noch nicht gehabt hatte, anzuweisen, er baute daher unter der Aufsicht seines Ministers Marigny und auf dessen Anrathen, mit einer Pracht, wie sie nur immer dem Geschmacke der damaligen Zeiten und den Fortschritten der Baukunst am Ende des 13. Jahrhunderts entsprechen konnte, auf dem Platze, wo vorher die königliche Residenz stand, einen Pallast, der in den

folgenden Jahrhunderten der Sitz des Parlements in Paris geworden ist. Der König erlaubte, daß der Minister oben auf dem Gipfel unter der Statue des Königs seines Herrn auch die seinige durfte setzen lassen. Marigny ward knieend von dem Könige abgebildet. Man bemerkt hier den klein scheinenden Umstand, weil er in der Folgezeit einer der ersten Klagepunkte gegen den unglücklichen Günstling seines Königs ward.

Die Stelle, die er als Oberkammerherr des Königs bekleidete, war zugleich mit der Aufsicht über die Finanzen verbunden, und eben deswegen war Marigny zugleich Hauptmann über das Louvre, in welchem damals die königlichen Schätze so wie überhaupt alle Kostbarkeiten des königlichen Hauses aufbewahrt wurden.

Marigny ward bald in die wichtigsten Staatshändel verwickelt, da sein König bald nach dem Jahre 1295 seine Waffen gegen den Grafen Guido von Flandern und Namur wenden mußte. Guido hatte das Unglück gefangen zu werden, und seine Befreyung war das Werk Eduards I. Königs von England, der die Franzosen im folgenden Jahre in Flandern mit zahlreichen Heeren angriff, aber gleich dadurch nicht verhindern konnte, daß Philipp das ganze Land eroberte, nachdem er Mittel gefunden hatte, den Kaiser Adolph von Nassau von

der Parthey seiner Widersacher ab und den König von Schottland Johann Balliolus wider England in die Waffen zu bringen. Beyde Unterhandlungen, die Marigny leitete, gereichten dem französischen Monarchen zum grossen Vortheil, und trugen sehr viel bey, seinen Herrn in der grossen Meynung, die er von den Talenten seines Premierministers hatte, zu bestärken.

Philipp eilte die Verbindungen, die sein Minister mit auswärtigen Mächten gestiftet hatte, bestmöglichst zu benutzen, er gieng auf die Truppen des Grafen von Flandern, der zum zweytenmal gefangen war und sich zu Compiegne befand, mit einem ausgesuchten Heer los, und gewann im Jahre 1304 die in den Annalen der Kriege des vierzehnten Jahrhunderts so berühmte Schlacht bey Mons en Poelle, wo der unruhige Graf Guido geschlagen und zum Frieden genöthigt ward. Der König gab den Niederlanden, die fast seit funfzig Jahren der Schauplatz blutiger Kriege gewesen waren, den Frieden, und machte sich anheischig den gefangenen Grafen und seinen Kindern die Freyheit zu geben. Unter die Friedensbedingungen gehört unter andern Punkten auch dieser, daß Druay, Betüne, Cassel, Courtenay u. s. w. als Unterpfand in Philipps Händen bleiben sollten.

Marigny verlohr im Jahr 1304 eine seiner vornehmsten Stützen, die Königin Johanna, die für den Minister eine solche Neigung hatte, daß daß sie ihm eine von ihr selbst erzogene Dame zur Gemahlin gab, und in ihrem Testamente ihn vorzüglich zum Vollzieher ihres letzten Willens erklärte. Ein hinreichender Beweiß, daß sie noch am Ende ihrer Tage dem treuen Diener ihres Gemahls ein Zeichen ihrer Gnade geben wollte.

Am Sonnenschein dieser Gnade erwärmte sich bald, wie das in den Familien der Günstlinge nichts seltenes ist, eine grosse Zahl seiner Verwandten. Sein Bruder Philipp gelangte zum Erzbisthume von Sens. Johann, ein anderer Bruder, ward Graf von Beauvais und Pair von Frankreich, einer seiner Vettern ward Cardinal und Legat in Frankreich.

Um diese Zeit ungefähr hatte Marigny, der jetzt allgemein den Namen eines Grafen von Longueville führte, welche Grafschaft ihm Philipp geschenkt hatte, einen Streit mit Carln von Valois dem Bruder des Königs. Die Veranlassung war diese. Zwey angesehene französische Edelleute von Tancarville und Harcourt, hatten einen Prozeß über eine Mühle gegen einander. Dieser ward mit einer Erbitterung geführt, die

nicht sowohl dem Werthe des Gegenstandes als der Partheysucht angemessen war, und er ward endlich so weitläuftig, daß der König beschloß, ihn in seiner Gegenwart von einer dazu bestimmten Commission entscheiden zu lassen. Marigny nahm die Parthey des Herrn von Tancarville gegen den Grafen Carln von Valois, der das Interesse des Herrn von Harcourt vertheidigte. Es kam darüber zu einigen bittern Bemerkungen von Seiten des Prinzen, dem Marigny im Vertrauen auf seine Ehrenstelle so wie auf die Gunst des Königs, die ihn noch nie verlassen hatte, eine Antwort gab, die seine Rache reizte, zumahl da der Minister den Sieg über den Bruder seines Königs davon trug. Tancarville gewann den Prozeß und Harcourt überzeugte sich, daß es in gewissen Fällen vortheilhafter ist, den Diener seines Herrn als dessen Bruder zum Gönner zu haben.

Der König hatte den Niederländern den Frieden geschenkt, unter Bedingungen die sehr billig waren, allein diese unruhige Nation, die so gern von den ältesten Zeiten an jedes fremde Joch abschüttelte, zauderte von einer Zeit zur andern sie zu erfüllen, und der Minister fand nicht für gut, den König zu einer Strenge zu verleiten, die sich leicht hätte rechtfertigen lassen. Er veranstaltete vielmehr, daß das, was den Niederländern am meisten anstößig gewesen war, gemildert ward.

Dessen ungeachtet griffen sie gegen das J. 1310 wieder zu den Waffen, und weigerten sich standhaft die 20,000 Livres, die nach dem Vertrage von 1305 an Frankreich bezahlt werden sollten, abzutragen, indem nach ihrem Vorgeben ihnen nach der Versicherung des Ministers die Hälfte davon erlassen worden wäre.

Man vergesse nicht, daß dieser Umstand, da man es dem Minister fast ins Gesicht sagte, daß man sich zu sehr auf sein gegebenes Wort verlassen hatte, und daß dieses Vorgeben, über dessen Grund oder Ungrund die Geschichte sich nicht deutlich erklärt, die Quelle der Unruhen war, die in der Folgezeit dieses Land zum Schauplatze blutiger Fehden machten.

Man kennt schon aus der Geschichte des Mittelalters die Sitte der Vorzeit, nach welcher fast jeder Pabst bey dem Antritte seiner Regierung einen Kreuzzug besonders nach Palästina zu veranstalten suchte. Das war immer eine reichliche Fundgrube für die päbstliche Schatzkammer, einen beträchtlichen Theil der Schätze der Layen und der Güter der Geistlichkeit in Kanäle zu leiten, die für die Bedürfnisse der Päbste, besonders für den Nepotismus derselben nicht reichlich genug fliessen konnten. Der Cardinal von Freauville, den einige für einen Vetter des Ministers halten, kam nach

Frankreich, mit den königlichen Ministern deshalb die nöthige Verabredung zu nehmen. Der König schlug an dem feyerlichen Tage, da der Cardinal öffentlich seinen Vortrag an die Reichsstände hielt, seine Söhne und einen großen Theil seiner Hofleute mit aller bey diesen Cärimonien damals gewöhnlicher Pracht zu Rittern. *) Alsdenn nahm der König von Frankreich, und der von England sein Schwiegersohn Eduard II. das Kreuz, und ganz Paris hingerissen von einem heiligen Enthusiasmus beeiferte sich, diesem Beyspiele zu folgen, obgleich der Eifer, wie fast immer geschahe, wenn der Pabst die ausgeschriebenen Gelder erhoben hatte, bald wieder erkaltete.

Die Franzosen konnten damals um so viel weniger an einen Krieg in Palästina denken, je mehr sie in ihrem eignen Lande zu thun hatten, nachdem Robert Graf von Flandern, der seinem Vater Guido im J. 1305 gefolgt war, im J. 1311 von neuem Anstalt machte seine Rechte wider den König mit dem Degen in der Hand zu vertheidigen.

*) Am vollständigsten gedenket dieses glänzenden Festes, eine alte Chronik, die man in le grand Fabliau T. 1. S. 23. ausgezogen findet.

Frankreichs Ehre stand jetzt auf dem Spiele, den Niederländer, der nicht einmal so viel Macht hatte als sein Vater, weil sein Halbbruder Johann aus der väterlichen Verlassenschaft Namur erhalten hatte, zum Huldigungseide, dessen er sich weigerte, mit Gewalt der Waffen anzuhalten. Aber es fehlte auch im Königreiche selbst an hinlänglichen Hülfsmitteln, weil die königlichen Kassen erschöpft waren und es nicht rathsam seyn konnte, die Nation, die des beständigen Gebens endlich müde geworden war, und für so viele Aufopferungen nicht einmal die nahe Hofnung des Friedens vor sich sahe, zu neuen Kriegsbeiträgen aufzufordern. Marignys Genie fand hier abermals Mittel, das große Deficit in den königlichen Finanzen zu decken. Der Adel des Reichs so wie die Deputirte der Städte wurden im August des J. 1314 auf den Tag Petri Kettenfeyer nach Paris gerufen, wo für den König, die Minister, die Prinzen und Prälaten, auf dem Hofe vor seinem Palaste eine Zahl erhabener Gerüste aufgebaut war. Der König saß auf einem derselben auf seinem Throne und gab seinem Günstlinge einen Wink, die Unterhandlungen anzufangen. Vielleicht hatte noch nie in Frankreich ein Minister so gleichsam im Mittelpunkte der Nation als Redner für das Interesse der Krone auftreten können. Marigny besaß alle Talente, die zu einem solchen Vortrage, von dessen Erfolge gewissermassen die Ehre des Reichs abhieng, weil die

Niederländer schon mit aller Erbitterung entschlossener Feinde den Krieg auf der Gränze angefangen hatten, erforderlich war, und er gab an diesem in den Annalen der französischen Monarchie merkwürdigen Tage Beweise davon, daß ein Edelmann, wenn er die Wissenschaften kennt und liebt, seinem Könige und seinem Vaterlande doppelt nützlich seyn kann. Die Rede, welche er hielt, würde ein Beytrag zur Geschichte seines Jahrhunderts seyn, wenn sie für die Nachkommenschaft ganz aufgespart worden wäre. Die Bruchstücke davon, die sich in einer alten französischen Chronik befinden, verdienen einige Erwähnung.

Er sprach mit einer Energie, welche durch die Umstände noch erhöhet ward, von der Treue der Franzosen gegen ihre Regenten, und verbreitete sich besonders über die Anhänglichkeit der Stadt Paris für die Familie des Königs, der in ihrer Mitte wohnte, dann gieng er zu dem Könige von Flandern über und zu der Undankbarkeit, welche die Besitzer dieses Landes seit länger als 100 Jahren gegen ihre Wohlthäter, die Könige von Frankreich, bewiesen hatten, und die unter der Regierung des damals regierenden Königs Philipp des Schönen aufs höchste gestiegen war. Da Marigny hier als Minister alle deshalb gepflogenen Unterhandlungen in den Händen gehabt hatte, so sprach er von diesen Angelegenheiten mit einer Kenntniß,

deren Detail jeden Franzosen, der ihn hörte, in den Stand setzte, das Ganze zu übersehen und zugleich zu den wichtigen Dingen, welche der Minister noch vorzutragen hatte, gehörig vorbereiteten. Er machte eine Berechnung von der Zahl der in den Treffen bey Furnes, Coutray, Mons en Poëlle gefallenen braven Franzosen, so wie von den unzähligen Kosten, mit denen Frankreich seine Rechte auf die Oberherrschaft von Flandern und Namur bisher behauptet hatte, und die in Verbindung mit denen in den englischen Kriegen nöthig gewordenen Anstrengungen die Staatskassen oft in einem solchen Grade erschöpft hatten, daß man wider solche ausserordentliche Uebel auch auf ausserordentliche Hülfsmittel denken müsse. Nachdem Marigny alles dies vor den Reichsständen genau auseinander gesetzt hatte, ermahnte er die ganze Versammlung als Repräsentanten des französischen Volks, ihrem Könige in einer so wichtigen Angelegenheit mit Gut und Blut beyzustehen, damit endlich einmal die aufrührerischen Niederländer in den rauchenden Trümmern ihrer Dörfer, Städte und Schlösser die traurigen Folgen ihrer Empörung fühlen, und die übrigen großen Vasallen der Krone, durch ihr Beyspiel gewarnt, im Gehorsame gegen den König erhalten werden möchten. Hier bot der Minister alle Kunst auf, die Nothwendigkeit einer nachdrücklichen Züchtigung des treulosen Grafen von Flandern in ihrem ganzem Umfange zu zeigen. Um den

Triumph seiner Beredsamkeit zu vollenden, bat er den König, mit welchem er schon Abrede genommen hatte, am Ende seines Vortrages, von seinem Throne aufzustehen, und schloß, indem er auf ihn hinzeigte, mit den Worten: seht, lieben Mitbürger, die Hülfe, welche jetzt in Frage kommt, betrift die Ehre, den Ruhm, und das Ansehen unsers Königs hier, er verlangt von Euch durch meinen Mund einen ausgezeichneten Dienst! Selten wird wohl ein Volk seinem Fürsten eine Bitte abschlagen, aber nie wird die französische Nation, die seit Jahrhunderten im Rufe stand, ihre Könige zu lieben, zu adern, ihrem Fürsten ihre Güter, ihre Kinder, und selbst ihr Leben als Opfer darzubringen, wenn es die Noth fodert und der König persönlich sie darum ersucht.

Diese Wendung konnte ihrer Wirkung unmöglich verfehlen. Die Gewalt, mit welcher der Minister sprach, glich einem Waldstrome, der alles, was er auf seinem Wege trift, mit sich fortreißt, die härtesten Herzen wurden erweicht und die Repräsentanten der Nation schienen alle nur von einem Eifer belebt, dem, das Interesse des Königs mit dem ihrigen für unzertrennlich zu erklären. Ein dumpfes Getöse, das Resultat ihres Beyfalls, verbreitete sich über die große Versammlung, und jeder war bereit, sein Gut, sein Leben und seine Kinder, nach dem Willen des Königs dem Staate

zum Opfer zu bringen. Ein gewisser Stephan Barbette, ein reicher und angesehener Bürger in Paris, der schon oft im Nothfalle dem Könige mit seinem Vermögen gedient hatte, und für den Hof ein sehr brauchbarer Mann war, ward von den Parisern aufgefordert, in ihrer aller Namen auf zustehen und das Wort zu führen. Barbette, der mehr als einmal in Gefahr gewesen war, ein Opfer seiner Ergebenheit für den König zu werden, weil ihn der Hof oft in wichtigen Angelegenheiten gebrauchte, genoß jetzt die Ehre das Organ der allgemeinen Entschliessung zu seyn, mit welchem die Nation das Interesse des Königs zu dem ihrigen machte. Er antwortete also dem Minister auf seinen Vortrag im Namen der ganzen Stadt Paris, und versicherte, daß sämmtliche Einwohner der Stadt nur auf den Befehl des Königs warteten, Gut und Blut für ihn aufzuopfern, und daß sie alles aufbieten würden, seinen und ihren Feind zu züchtigen. Die übrigen Abgeordneten folgten bald einem so einladenden Beyspiele, und Marigny hatte das Vergnügen, eine Angelegenheit, die tausend Schwierigkeiten unterworfen zu seyn schien, durch eine Rede zu vollenden, die geeignet war, den Saamen einer im Innern des Reichs aufkeimenden Zwietracht zu ersticken. Alles gieng der Erwartung gemäß. Von allen Seiten kamen Geldbeyträge, reichhaltiger als sie vor einigen Jahren, da die römischkaiserlichen Kassen im Freiheitskriege erschöpft

waren, in Wien und in andern Hauptstädten der österreichischen Monarchie zusammenflossen. Schon im September standen vier Heere bereit, den übermüthigen Niederländer zu züchtigen. Das erste Heer unter dem Oberbefehle Ludwigs, des Kronerben, sollte sich bey Douay setzen, das zweyte unter dem Commando des königlichen Prinzen Philipps, Grafen von Poitiers, sollte St. Omer wegnehmen, das dritte, welches der Graf von Mark, dem Carl Graf von Valois zugeordnet war, kommandirte, sollte sich bey Tournay versammlen, und das vierte unter dem Befehle des Grafen von Eu vreux Bruders des Königs, der gemeinschaftlich mit dem Minister die Kriegsoperationen leiten sollte, war angewiesen, die von Robert III. Grafen von Flandern belagerte Festung Lille, die in der Geschichte der neuesten Kriegsereignisse so oft erwähnt ward, zu entsetzen. Die drey ersten Heere hatten alle eine solche Stellung, daß sie zu jeder Zeit im Nothfalle die Hauptarmee unterstützen sollten. Robert III. der von der Lage Frankreichs und von den Hülfsquellen dieses Reichs genau unterrichtet war, hatte einen so schnellen Besuch nicht erwartet. Kaum hörte er von seinen Spionen die Annäherung des königlichen Heeres, so zog er sich hinter die Ufer der Lys zurück, und wandte sich gerade an den Günstling des Königs, um den Weg friedlicher Unterhandlungen einzuschlagen, da es ihm nicht gelingen wollte, sich durch die Waffen

einen glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen zu sichern.

Er mußte eilen, sich und sein Land dem gänzlichen Untergange zu entziehen, und überließ die Friedensbedingungen ganz dem Minister in der Hofnung, daß dieser bey dem Könige für ihn das Beste thun würde. Ja er schickte ihn sogar, um auch nicht den geringsten Argwohn wider seine guten Absichten Platz zu lassen, seinen Sohn Ludwig, dem es endlich nach langen Debatten gelang, die Hauptpunkte eines Vergleichs zwischen seinem Vater und dem Könige von Frankreich zu berichtigen. Ein Mönch im Kloster St. Denis, der die Chronik Wilhelms von Nanzis fortsetzte, der folglich als Zeitgenosse des Ministers einen vorzüglichen Glauben verdient, giebt in seiner Chronik, die aber nicht gedruckt worden ist, deutlich zu erkennen, daß der Minister in Gemäßheit der Instruktion vom Könige mit einer größern Bereitwilligkeit als den andern Generalen des königlichen Heeres lieb war, diesem Vergleiche, welchen der Graf gewissermassen der Willkühr des Königs überließ, die Hand bot. Genug, der König immer geneigt zum Frieden, vergaß der Meuterey, mit welcher die Grafen von Flandern ihm und seinen Vorgängern im Reiche seit so vielen Jahren getrotzt hatten, und genehmigte, ungeachtet der großen Anstrengung der Kräfte des Reichs, die stark genug

war, den Niederländern auf Jahrhunderte hinaus die Lust zu neuer Widerspänstigkeit zu benehmen, den Vergleich, den sein Günstling Marigny mit den Rebellen geschlossen hatte.

Diese Chronik sagt uns, daß Marigny den Rebellen einen Waffenstillstand von einem Jahre bewilligte und daß Robert versprach, sich selbst in Paris, so bald man es verlangte, zu stellen. Die Nation, welche den Gang geheimer Staatsunterhandlungen nur selten erfährt, war freylich über den Minister unwillig, und glaubte, daß diese Frucht der Ueberlegenheit, mit der Größe der Anstrengung, welche der Minister gemacht hatte, nicht im Verhältnisse stehe. So dachten die niedern Stände im Reiche, und die Großen, welche selten Freunde des Ministers sind, benutzten diese Stimmung des Publikums, einen Mann herabzusetzen, dem sie längst sein Ansehen bey dem König beneidet hatten. Unter ihnen stand Karl Graf von Valois, des Königs Bruder, oben an. Man erinnert sich hier an den Streit, den er mit dem Minister hatte, und so sehr er auch in der Verstellung geübt war, so schwer ward es ihm doch bisweilen die Erbitterung zu verbergen, mit welcher er es täglich mit Augen sehen mußte, daß der König sein Bruder in den wichtigsten Reichsangelegenheiten von der Willkühr seines Günstlings abhieng.

Er glaubte daher jetzt einen Zeitraum benuzzen zu müssen, in welchem selbst die geheimen Feinde des Ministers anfiengen ihre Stimmen laut zu erheben. Marigny hat, so sagten sie, den König und den Staat verrathen, und im Einverständnisse mit den Feinden der Krone, Frankreich um die schönsten Früchte seiner Aufopferungen gebracht, um seinen Eigennutz zu befriedigen. Noch andere wollten überzeugt seyn, daß zwey Kasten mit Geld angefüllt die Treue des Ministers gegen seinen König wankend gemacht, und ihn bestimmt hätten, die Heere von den Gränzen von Flandern zurückzuziehen, und seinen Herrn zu einem Vergleiche zu bereden, der für die Krone weder ehrenvoll noch vortheilhaft war. Und in der That war auch das einer der ersten Punkte, die man in der Anklage, welche unter der folgenden Regierung gegen ihn erhoben ward, in Frage brachte.

Der Graf von Valois übernahm es, den König seinen Bruder auf das anscheinend treulose Betragen seines Ministers aufmerksam zu machen, und er glaubte vielleicht, indem er den Eingebungen seines Hasses gegen den Grafen von Longueville folgte, nur aus Liebe zum Vaterlande und aus Ergebenheit gegen seinen Bruder zu sprechen. Philipp der Schöne hörte alles mit an, was ihm erzählt ward, und ohne im mindesten zu äussern, daß alles auf seinen Befehl geschehen sey, gab er doch zu er-

kennen, daß er mit seinem Günstlinge nichts weniger als unzufrieden seyn könne. Die Antwort, die ihm der König bey dieser Gelegenheit so wie bey einer andern gab, überzeugte endlich die Gegenpartey, die sich wider den Minister vereinigt hatte, daß es noch lange nicht Zeit sey, mit mehrern Anklagen gegen einen Minister loszubrechen, der in der Gewogenheit seines Königs die kräftigste Vertheidigung seiner Handlungen fand.

Allein, so sehr auch die Zeit, wo Marignys Gegner glaubten, endlich einmal sein unbegränztes Ansehen vernichten zu können, noch entfernt zu seyn schien, so nahe war die Epoche seines Falles. Sein König Philipp der Schöne starb noch in dem nämlichen Jahre 1314. am 29. Novemb. nach einer Regierung von 29 Jahren. In seinem Testamente, das vom J. 1311 war, hatte er den Minister zu einem der Vollzieher seines letzten Willens ernannt, allein er hatte, kurz vorher, ehe er starb, in einem Kodizill verschiedene nicht unwichtige Modifikationen seiner ersten Verfügungen getroffen, ohne des Ministers wieder mit einem Worte zu erwähnen, weil er wahrscheinlich voraussetzte, daß, da er den dem Minister gegebenen Auftrag nicht zurücknahm, dieser auch nicht im mindesten wegen des Stillschweigens in Gefahr kommen könne, verkannt zu werden. Und doch geschahe es.

Seine Feinde, die mit dem Tode des Königs gleichsam lebendig wurden, benutzten diesen kleinlichen Umstand, die Nation zu bereden, daß es ganz ausser Zweifel sey, daß Marigny in den letzten Lebensmonaten des Königs das ganze Vertrauen dieses Herrn verlohren habe, und daß, wenn es nicht zu weitläuftigern Untersuchungen seines Betragens gekommen sey, blos der schnelle Tod des Monarchen den Fortgang derselben abgebrochen habe. Ludwig, den die Geschichte den Zunamen Hutin gegeben hat, bestieg den Thron. Er folgte bald den Eingebungen seiner Günstlinge, die aber keinen Beruf fanden, die Beschuldigungen zu entkräften, mit denen man den Minister belegte, oder das wankende Glück eines Mannes zu stützen, der ihren eigenen ehrsüchtigen Plänen im Wege stehen mußte. Guido von Chatillon, Graf von St. Paul, ward eines der vornehmsten Werkzeuge der Feinde des Ministers. Er war es, der den König in Verbindung mit einigen andern Personen von Einfluß bereidete, daß Marigny den königlichen Schatz an sich gerissen, und überhaupt in Reichsangelegenheiten das große Vertrauen seines Herrn gemisbraucht habe. Man versprach, wenn der König es fodern würde, die deutlichsten Beweise davon vorzulegen.

Wahrscheinlich fand der Graf von Valois, der noch nicht wußte, wohin das Herz des Königs sich lenken würde, damals noch nicht für gut, per-

sönlich von neuem als Ankläger des Ministers aufzutreten, ob er gleich keine Zeit versäumte, die Feinde des Ministers mit Rath und That zu unterstützen, und den König auf die Streiche, mit welchen das Glück des Ministers zu Boden gestürzt werden sollte, vorzubereiten. Während daß der Graf von Valois alles that, was er konnte, dem Minister das Ansehen, nach welchem er selbst strebte, und seinen Einfluß in die Verwaltung der Reichsgeschäfte zu interessiren, ereignete sich eine Begebenheit, welche in einer Stunde die Ausführung seines Planes vielleicht näher herbey führte, als unter andern Umständen geschehen seyn würde.

Der Graf wohnte mit dem Könige, dessen zwey Brüdern und dem Minister einer geheimen Berathschlagung bey, wo der König, mit welchem wahrscheinlich alles schon verabredet war, den Minister fragte: wohin die in den königlichen Kassen befindlichen Summen gekommen wären? wobey er ihm zugleich zu verstehen gab, daß er von ihm eine baldige Rechnung das Finanzwesen betreffend erwarte. Marigny, dem der Versuch seiner mächtigen Feinde nicht unbekannt war, hatte sich eines solchen Streiches längst schon versehen, um selbst die Foderung des Königs, der von seinem Onkel und den Anführern der Parthey, welche sich dieser gemacht hatte, geleitet wurde, kam ihm nicht zu frühe. Aber der Ton, in welchem der König sprach, den er freylich

als Thronfolger Philipp des Schönen nie geschont hatte, schien ihm beleidigend und er antwortete, ohne die seinem Herrn gehörige Achtung aus den Augen zu setzen, sobald der König sein Herr befehle, wollte er Rechnung ablegen. Nun, so thun Sie das jetzt sogleich, rief der Graf von Valois, der nicht mehr Meister seiner Leidenschaften war.

Das würde eben, antwortete Marigny, so gar schwer nicht seyn, denn meine Rechnung besteht aus zwey Stücken, die eine Hälfte der eingegangenen Gelder habe ich Ihnen übergeben müssen, und die andere Hälfte ist zur Bezahlung der Schulden des Königs meines Herrn und zwar auf seinen Befehl verwendet worden. Der Graf von Valois, der sich jetzt in Gegenwart seines Neffen beschuldigt sahe, an den Unordnungen, die sich im Finanzwesen zeigten, Antheil genommen zu haben, gerieth darüber in einen Zorn, der ihm nicht mehr erlaubte darüber nachzudenken, daß die Zunge ein kleines Glied grosse Dinge ausrichte, und rief in einem Tone, der seine ganze Erbitterung zeigte: Das lügen Sie! Marigny vergaß im Gefühle des Schimpfs, mit welchem ihn des Königs Onkel überhäufte, die Gegenwart des Königs und antwortete: Sie lügen selbst! Der Graf von Valois zog den Degen, und hätten sich nicht die Anwesenden besonders aber der junge König persönlich allen weitern Ausbrüchen der Wuth dieser beyden Gegner wider-

setzt, so würde dieser Tag vielleicht für beyde tödtlich gewesen seyn. Marigny ward endlich aus dem Zimmer entfernt, und das Publikum, das von den Angelegenheiten des Hofes und der Personen, die dort eine bedeutende Rolle spielen, so gern Notiz nimmt, erfuhr nur wenig von der Gefahr, in welcher sowohl der Graf von Valois als der Minister gewesen waren, einander zu ermorden. Es war nicht zu erwarten, daß der Graf von Valois, ein kühner unternehmender Prinz sich damit begnügen würde, den Günstling seines Bruders zu demüthigen, er wollte ihn nicht blos kränken, er wollte ihn stürzen, und der Minister hatte ihm allerdings dabey ein leichtes Spiel gemacht.

Marigny hatte nur wenige Freunde, er sah also der Stunde entgegen, wo die Sonne seines Glückes auf immer untergehen mußte, und ihr letzter Schimmer war nicht mehr ferne. Aber auch diese wenige Freunde konnten sein Betragen in einer so kritischen Lage nicht anders als unklug finden. Hätte er geschwiegen und geduldet, die Forderungen des Königs mit Bescheidenheit befriedigt, und das, was er wider den Grafen von Valois hatte, in gehöriger Form Rechtens vor dem Thron gebracht, so würde er wenigstens nicht Blößen gegeben haben, die ein so alter und in den Geheimnissen des Hoflebens eingeweiheter Minister mit großer Vorsicht hätte verbergen sollen. Aus einem

Fehler entstehen fast immer mehrere, und Marigny, der sich dem Ausbruche seines Zorns zur Unzeit überlassen hatte, begieng bald darauf einen noch größern Fehler, und wohnte, ohne Anstalt zur Ablegung der geforderten Rechnung zu machen, nach wie vor dem geheimen Rathe des Königs bey, ob er gleich wußte, daß der ganze Hof, ja der größte Theil der Nation wider ihn eingenommen sey und nicht ohne geheimes Vergnügen seinen Fall für gewiß ansehe.

Der Hof und die Nation hatten sich für dieses mal nicht getäuscht. Kaum war Philipp der Schöne zwey und einen halben Monat todt, so sahe sich Marigny im Gefängnisse. Er ward bey Vorlegung einer auf Befehl des Königs erfolgten Zusammenberufung der königlichen Räthe arretirt, und man führte ihn ins Louvre, als einen Staatsgefangenen in den Thurm, der damals zu diesem Behufe gebraucht ward. Es war etwas über 100 Jahre, seitdem Ferdinand von Portugal, Gemal der Flanderischen Gräfinn Johanna, der im Treffen bey Bovines im Jahr 1214 gefangen worden war, einige Zeit als Staatsgefangener dort gesessen hatte. Allein weil zu befürchten war, daß Marigny als ehemaliger Kommandant von Louvre leicht Gelegenheit finden könnte, durch ein geheimes Verständniß mit den königlichen Officiren sich in Freyheit zu setzen, so ward er von dort bald in den sogenannten Tem-

pel gebracht. Kaum war das geschehen, so eilte der Graf von Valois, dem der König alles, was die Anklage des Ministers betraf, überlassen hatte, die subalternen Beamten beym Finanzwesen, die fast alle Kreaturen des Ministers waren, ebenfalls zur Untersuchung ziehen zu lassen. Aber auch im Tempel blieb er nicht lange, der Graf ließ ihn nach Vincennes bringen, wo der König und alle Prinzen vom Geblüte und eine Menge Pairs vom geistlichen und weltlichen Stande in Verbindung mit einigen königlichen Räthen die Angelegenheit des Exministers entscheiden sollten. Die Art und Weise, mit welcher dieser Proceß verhandelt ward, gab deutlich zu erkennen, daß man solche Feyerlichkeit von Seiten des Hofes mehr veranstaltet hatte, um die anwesenden Großen des Reichs zu gleicher Erbitterung gegen den gestürzten Günstling zu entzünden, als der Nation die Beweise von den ihm zur Last gelegten Verbrechen vorzulegen. Der Hof hatte einen der damals berühmtesten Advokaten Johann von Asniere gewält, die Anklage gegen den Grafen von Longueville, gewesenen Staatsminister unter der Regierung Philipps des Schönen, im Namen der Krone zu führen. Wäre die Rede, welche d'Asniere damals öffentlich hielt, noch ganz da, so würde sie ein lehrreicher Beytrag theils zur Geschichte der Gerechtigkeitspflege theils der gerichtlichen Beredtsamkeit jenes Jahrhunderts seyn. Die Bruchstücke, welche die Chronik von St. Denis

uns davon aufbewahrt hat, sind die Belege zu dieser Behauptung. Die Rede war eben so lang als heftig. Der Redner sprach, wie alle Redner, welche Menschensachen zu Gottes Sache machen, von der Verherrlichung Gottes. Dann gieng er zur Opferung Isaaks über, und kam alsdann auf die Schlange, welche zu den Zeiten des H. Hilarius im 4 Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung in Poitou so viel Unglück gestiftet haben soll. Hier eilte der Redner den Minister mit dieser Schlange zu vergleichen, und dem Ziele seines Vortrages, der Anklage desselben, näher zu kommen. Einige seiner Punkte waren zum Theil zu weit hergeholt, zum Theil durch keine gehörigen Beweise unterstützt, ob er gleich, um alles, was wider den Minister gesagt werden konnte, zu erschöpfen, ein und vierzig Punkte vorbrachte, die nach seiner Versicherung diesem Staatsverbrecher verderblich werden mußten. Der Geschichtschreiber darf für seinen Gegenstand nie zu viel Interesse haben, es darf daher hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß Marigny allerdings von den königlichen Geldern manche Summe unterschlagen haben mochte, ob er gleich darthun konnte, daß er vieles davon auf Befehl des Königs zu seinem Nutzen verwendet hatte. Eben so wenig konnte er sich hinlänglich darüber rechtfertigen, daß er in Flandern zum großen Nachtheile des Staats sich zu schnell mit dem Grafen in einen Vergleich eingelassen hatte. Dahin gehörte auch die Abänderung

die er mehr zu seinem als des Landes Vortheil mit der Münze getroffen hatte, und der Umstand, daß er viele Befehle ausgefertigt hatte, ohne des Königs Unterschrift dabey aufzeigen zu können. Unerwartet war es dem Grafen von Valois, daß, obgleich alle Unterthanen im ganzen Reiche aufgefodert waren, als Ankläger gegen den Exminister aufzutreten, wenn sie glaubten von ihm ungerecht behandelt zu seyn, sich doch nicht ein einziger fand, der gegen den gestürzten Günstling auch nur das mindeste vorgebracht hätte.

Wäre alles in Form Rechtens verhandelt worden, und hätte nicht die Leidenschaft gegen den Minister die Feder geführt, so hätte es ihm nicht schwer werden können, manches zu seiner Rechtfertigung vorzubringen, und den Prozeß vielleicht bis an seinen Tod zu verlängern. So hatten z. B. italienische Bankiers, die am Hofe Eingang fanden, den König beredet, zum Vortheil seiner Kassen im Münzwesen einiges abzuändern, und der Minister hatte dazu auf Befehl des Königs die Hand geboten. Anstatt ihm nun Zeit zu seiner Rechtfertigung zu lassen, legte man ihm, nachdem d'Asniere seine Rede vollendet hatte, ein Stillschweigen auf, so sehr er auch darauf drang gehört zu werden. Wahrscheinlich hatte er es den angestrengten Bemühungen seines Bruders des Bischoffs von Beauvais zu verdanken, daß man

versprach, ihm eine Abschrift von dem wider ihn eingereichten 41 Klagepunkten zu geben, und daß ihm gestattet werden sollte, schriftlich darauf zu antworten. Allein man hielt dieses Versprechen nicht, der Gefangene ward von Vincennes wieder in den Tempel gebracht, und man fuhr fort, alles zu sammlen, was dazu beytragen konnte, den Haß der Grossen und die Erbitterung der niedern Stände gegen ihn noch zu vermehren. Und doch verlohren seine Verwandten nicht alle Hofnung, den gestürzten Günstling am Leben zu erhalten. Zwey große Prälaten, seine Brüder, der abgedachte Bischoff von Beauvais Johannes und der in der Folge als Erzbischoff von Rouen und Kanzler von Frankreich starb, und Philipp, Erzbischeff von Sens, wandten alle Mühe an, den König zu einem günstigen Urtheil gegen ihren Bruder zu bewegen, oder es doch dahin zu bringen, daß einem so vornehmen Manne wenigstens das gestattet werden möchte, was eine nur einigermaßen erträglich organisirte Gerechtigkeitspflege dem Verbrecher vom niedrigsten Stande nicht verweigert, eine nach den Reichsgesetzen erfoderliche genaue Untersuchung seines Prozesses. Der König fühlte es, so jung er auch war, daß er, ohne offenbar ungerecht zu seyn, den Minister seines Vaters wenigstens nicht ungehört unterdrükken lassen dürfe, aber er that für den gestürzten Königsgünstling noch mehr. In der Meynung, daß der Haß des Grafen von Valois, seines On-

kels, gegen den Minister hinlänglich befriedigt sey, schlug er vor, den durch seinen Arrest schon gekränkten Grafen von Longueville auf einige Zeit nach Cypern ins Exil zu schicken, bis etwan Zeit und Umstände es erlauben möchten, ihn zurück zu rufen. Etwas früher hätte auch der König gewiß für eine mildere Strafe sich erklärt, allein sein Onkel beherrschte ihn jetzt mit einem Despotismus, der schlimmer war als alles, was man bey Hofe und in den Provinzen gegen den ehemaligen Ministerdespotismus des Marigny sprach und sprechen konnte.

Ganz Frankreich war in gespannter Erwartung, welche Wendung der Prozeß des Ministers nehmen würde, da der König selbst geneigt schien, den Grafen von Longueville der Rachgierde seiner Feinde nicht ganz preis zu geben. Aber auf einmal fand sein Onkel ein Mittel, das im Einverständnisse mit einem Theile der Klerisey, unter denen wahrscheinlich sich der königliche Beichtvater befand, kräftiger wirkte als alles, was er bisher gethan hatte, den unglücklichen Minister zu Grunde zu richten.

Der Glaube an Hexenkünste und Zauberey war damals allgemein und Naude' hat eine lehrreiche Sammlung von großen Männern aufgestellt, die der Zauberey beschuldigt wurden. Auch hier

ward diese Beschuldigung in der Hand eines so despotischen Mannes, wie der Graf von Valois war, ein Mittel, die Güte des Königs von einem Manne abzuwenden, den man nun einmal als Opfer der Rache ganz zu verderben entschlossen war. Alips von Mons, Frau von Marigny, die Gemahlin des Ministers ward mit einer ihrer Schwestern, der Frau von Cantelü beschuldigt, daß sie in Verbindung mit einer gewissen lahmen Hexe und deren Ehemannes, die im Reiche beide für Zauberer galten, an der gewaltsamen Befreyung ihres Gemals arbeite. Dieser berüchtigte Mann, Pavict war sein Name, solite, so gieng der Ruf, des Grafen von Valois und des Königs Bild von Wachs gemacht haben, um mittelst geheimer Künste ihre körperlichen Kräfte nach und nach zu verzehren, in welchem die obgedachten Wachsbilder schmelzen würden. Dieses Verbrechen, das dem jungen Könige in seinem ganzen furchtbaren Umfange und in seinen traurigen Folgen für das ganze Reich vorgestellt ward, vollendete den Triumph der Feinde des Ministers. Der König verlohr den Rest des Mitleids, das er noch für den unglücklichen Staatsminister gehabt hatte, und übergab seinem Onkel die völlige Untersuchung des Prozesses von neuem mit der Versicherung, daß er für seine Person gar nichts mehr davon hören wolle. Das war es, was sein Onkel schon längst vergeblich gewünscht hatte. Die beyden obgedachten Damen wurden ins Louvre gefan-

gen setzt, und die wenigen Freunde, die dem unglücklichen Minister noch bisher ergeben gewesen waren, verloren jetzt alle Hoffnung zu seiner Befreyung das mindeste zu thun.

Der Graf von Valois, der den Grundsatz aller rachsüchtigen Menschen hatte, das Eisen zu schmieden, so lang es heiß ist, eilte, das Versprechen des Königs, nach welchem er sich nicht weiter in die Sache mischen wollte, zu benutzen, er ließ daher zu Vincennes eine beträchtliche Zahl der Großen des Reichs, die sein unbegränztes Ansehen unter der vorigen Regierung beneidet hatten, zusammen berufen, vor einer aus ihrem Mittel niedergesetzten Commission die vorgeblichen Verbrechen des Ministers noch einmal ablesen, und die Wachsbilder vorlegen. Und so ward dieser ehemals so beneidete Fürstengünstling, ohne Beobachtung der sonst gewöhnlichen Rechtsform, als Theilnehmer der ruchlosen Künste seiner Gemalin und Schwägerin der obgedachten Verbrechen für schuldig erklärt und zu einer für seinen Stand unanständigen Todesart verdammt. Einige Tage nachdem dieses partheyische Urtheil gesprochen worden war, las man ihm die von den Pairs des Reichs gefällete Sentenz vor, und er erfuhr bey dieser Gelegenheit alles, was nur die Rache seiner Feinde erfinden konnte, diesen Triumph über ihn so vollständig als möglich zu machen. Er ward auch bald darauf, es war eben der Tag vor Himmelfahrt im Jahr 1315, an Händen und Füssen

mit Ketten beschwert, vom Tempelthurm herabgeführt, und in Gegenwart einer unzälbaren Menge von Zuschauern an das von ihm selbst erbaute Hochgericht gehangen, in einem Alter von ungefär 50 Jahren. Er versicherte noch vor seinem Tode, daß er in Rücksicht der ihm beygemessenen Zauberey völlig unschuldig sey, daß die Vermehrung der Abgaben, über welche besonders das Volk geseufzet habe, eine Folge der dringendesten Staatsbedürfnisse gewesen, und die Verfälschung der Münze vom Könige selbst anbefolen worden sey, so wie ihm, hätte man ihn hören wollen, gar nicht schwer gefallen seyn würde, auch das Ungegründete der übrigen Beschuldigungen deutlich zu zeigen. Der Pöbel, der ihn nur vor kurzer Zeit als er die obgedachte merkwürdige Rede hielt angestaunt und ihm seinen Beyfall laut zugeklatschet hatte, war auch hier Pöbel und riß sein am Parlementspallast oberhalb der grossen Stufen aus Stein gehauenes und zu des Königs Füssen kniendes Bildniß herunter, wälzte es die Stufen hinab, und zerschlug es in tausend Stücken, doch ward bald darauf ein anderes schlechteres Bild von ihm am Thurm, wo man die kleinen Stiegen hinan in den großen Saal geht, hingestellt und dabey nach der Sitte des Jahrhundertes die Zeilen eingehauen: Jeder begnüge sich mit dem Seinen, nur der Unersättliche ist arm!

Um dem Pöbel noch ein angenehmes Schauspiel zu geben, ward die obgedachte Zauberin lebendig verbrannt, und Paviot, der Gehülfe und Mitge

nosse des Zauberplans, den Gefangenen zu befreyen, ward schon am Todestage des Grafen von Longueville der Wuth des Pöbels aufgeopfert. Auch die arme Wittbe des Ministers ward mit ihrer Schwester aus dem Louvre in den Tempel noch in engere Verwahrung gebracht, und ihre Zukunft schien furchtbar. Allein dabey blieb es auch. Es schien, als wenn mit dem Tode des Ministers und der Zauberfamilie auch die Erbitterung der Nation aufgehört hätte. Seine Hinterlassenen wurden weiter nicht gekränkt, und man vermied von Seiten des Hofes alles, was an diese Angelegenheit, die der Gerechtigkeitspflege des Königs in und ausser dem Reiche wenig Ehre brachte, hätte erinnern können.

Auch die Nation, welche durch den Haß des Grafen von Valois irre geleitet worden war, fing nach und nach an, ihr Betragen gegen den unglücklichen Minister zu bereuen, ja man wollte sogar, wie die Geschichtschreiber Frankreichs ausdrücklich bezeugen, den größten Theil der Unglücksfälle, welche das königliche Haus nach dem schimpflichen Tode des Ministers erfuhr, und die Drangsale, welchen Frankreich in der Folge ausgesetzt war, als Folge göttlicher Strafegerichte, wegen der gegen den Minister begangenen Ungerechtigkeit betrachten. Diese lebhafte Theilnahme an seinem Tode ergriff selbst diejenigen, welche seine erbittertesten Feinde gewesen waren. Ludwig Hutin starb ungefär

ein Jahr später als der Minister, und er stiftete nicht allein eine Präbende in der Kirche unserer lieben Frauen zu Escouys, einem der angesehensten Güter des Hauses Marigny, sondern er vermachte auch in seinem Testamente dieser Familie eine für die damaligen Zeiten große Geldsumme, wovon der älteste Sohn, dessen Pathe der König war, die Hälfte und seine übrigen Brüder und Schwestern die andere Hälfte erhalten sollten. Jeder betrachtete dieses Vermächtniß als eine Entschädigung für die eingezogenen Güter, die der König, wenn er nicht seine Justizpflege zum Spott der ganzen Nation machen wollte, nicht mit Anstand glaubte zurückgeben zu können, ein Fehler, welchen seine Nachfolger, die alles wieder an die rechtmäßigen Erben überlieferten, gut zu machen suchten, da denn alle diejenigen, welche sich in die Güter des Ministers getheilt hatten, den Raub wieder herauszugeben genöthigt wurden.

Der König Ludwig Hutin starb, wie schon erwähnt ist, ungefähr ein Jahr nach dem Tode des Ministers und hinterließ von seiner ersten Gemahlin Margaretha v. Burgund, die als eine des Ehebruchs überwiesene Prinzessin im Jahr 1313 im Gefängnisse starb, eine einzige Tochter Johanna, welche die einzige rechtmäßige Erbin von Navarra hätte seyn sollen, allein da sie bey des Vaters Tod nur zehn Jahre alt war, so ward ihr Erbreich ein

Raub der beyden folgenden französischen Könige. Seine zweyte Gemalin Clementia aus Hungarn gebahr nach seinem Tode einen Prinzen, der nur acht Tage alt ward, und so bestieg, ungeachtet aller Einwendungen des Grafen von Valois, Philipp der *V.* mit dem Zunahmen der Lange den Thron seiner Brüder, ein sanfter guter Fürst, der es zu einer seiner ersten Regierungsangelegenheiten machte, das Andenken des vor der Justiz gemordeten Ministers zu ehren. Er gestattete den Hinterlassenen, die Leiche ihres Vaters vom Galgen, wo sie bisher gehangen hatte, wegzunehmen, und im Chore der Karthäuser zu Paris zu beerdigen, in einem Begräbnisse, das der Bischoff von Sens, Bruder des Ministers für sich hatte machen lassen, und wo er auch selbst drey Jahre später ebenfalls begraben ward. Aber kaum hatte Philipp *V.* sechs Jahre regiert, so starb er und Carl der *IIII.* der letzte Bruder Ludwigs Hutin, schloß durch seinen fünf Jahre darauf im 34sten Lebensjahre erfolgten Tod die regierende Linie des Hauses Capet. Die Leser sind wahrscheinlich begierig zu wissen, was endlich mit dem erbittertesten Feind Marigny dem Grafen von Valois geworden sey. Er ward bald nach der Hinrichtung des Ministers krank, und kein Arzt wagte es seine Krankheit zu benennen, oder ihm ein wirksames Heilmittel dawider vorzuschlagen. Diese Kränklichkeit begleitete ihn selbst auf seinen Feldzügen gegen die Engländer, die einem Vasallen

des französischen Königs den Herrn von Montpesa, in dem Distrikte von Agennois in Guienne in Schutz genommen hatten. Allein kaum hatte er diesen Zug gegen die Truppen Eduards II. glücklich geendigt, so ward er an den Folgen der obgedachten selbst den geschicktesten Aerzten des Reichs räthselhaften Krankheit so sehr entkräftet, daß er seinem Tode entgegen sahe. Er für seine Person war fest überzeugt, daß ihn die Rache des Himmels wegen der an dem Minister geübten Grausamkeit bis ans Grab verfolge. Es war eine Folge seiner Ueberzeugung, die das Resultat seines bösen Gewissens seyn mußte, daß er die Manen des Gemordeten mit sich auszusöhnen, seine Gebeine aus der Karthause in die Marienkirche zu Escouys bringen ließ. Aber die Ruhe seines Gemüths gewann dadurch nichts, so prachtvoll auch alles auf seinen ausdrücklichen Befehl bey dem Begräbnisse der Gebeine seines ehemahligen Feindes veranstaltet worden war. Seine Leiden mehrten sich täglich, und seine Schmerzen, die ihn zum Gegenstand des Mitleides der ganzen Nation machten, trotzten jedem Mittel, das die geschicktesten Aerzte zur Linderung seiner Quaal ausdenken konnten. Er nahm endlich, so wenig auch das, was er bisher gethan hatte, wirksam gewesen war, seine Zuflucht von neuem zu seinem alten Mittel, über dem Grabe des Gemordeten Tag und Nacht Seelenmessen lesen zu lassen. Aber der Graf blieb krank. Noch

glaubte er ein Mittel zu Linderung seiner Schmerzen übrig zu haben. Er veranstaltete durch seine sämmtliche zahlreiche Dienerschaft eine Prozession in der Residenz, welche allen Armen, die in großen Schaaren herzuströmten, reichliches Almosen spendeten, und dabey ausriefen: Betet für den Herrn von Marigny und den Herrn Grafen von Valois! wobey jederzeit auf ausdrücklichen Befehl des unheilbaren Kranken der Name des Hingerichteten vor dem seinigen genannt werden mußte. Wenige Tage nach der Prozession starb er erschöpft von den Leiden seines Körpers in der festen Ueberzeugung, daß Marigny Schatten endlich einmal mit ihm versöhnt sey.

Der Verfasser überläßt es dem Leser über die sonderbaren Vorstellungen des Grafen von Valois Bemerkungen zu machen, und erwähnt nur noch, daß es dem Sohne des Grafen von Valois Philipp dem *VI.* vorbehalten war, das was sein Vater gethan haben würde, hätte er Leben und Kraft gehabt, zu vollenden.

Ludwig Marigny, uneingedenk des Schimpfes, den man seinem Vater angethan hatte, entzog seinem Vaterlande im Kriege gegen die Engländer seine Dienste nicht, auch sein Onkel Johannes Bischoff von Beauvais diente der Krone mit einem Eifer, der endlich anerkannt und belohnt ward. Philipp *VI.* gab selbst aus seiner Schatulle die nöthigen Summen her, daß theils Ludwig, theils seine Tochter und Erbin Ida, Gemalin Johannis III. von Melun, Grafen von Tancar-

ville, die Güter ihres Hauses von den bisherigen Besitzern wieder kaufen konnten. Johanna, einzige Tochter Ludwig Hutins, Königin von Navarra, die im Jahr 1328 zum Besitze ihrer Krone gekommen war, machte sich ein eigenes Geschäft daraus die Enkelin des Ministers, Ida, als Mutter zu erziehen, und sie war es selbst, welche die junge Gräfin mit dem obgedachten Sohne des Konnetable des Grafen von Tancarville im Jahr 1348 vermählte. Dazu kam, daß Johann von Marigny, Großenkel der obgedachten Ida, Erzbischoff von Rouen und einer der vornehmsten Staatsminister unter der Regierung Philipps VI. geworden war. Er starb 1357 und sahe noch, daß ganz Frankreich sich beeiferte, ihn und die Sprößlinge seines Bruders der Vergangenheit vergessen zu machen. Ein hundert und sechzig Jahre nach des Ministers Tode erlaubte Ludwig XI. den Nachkommen dieses berühmten Mannes sein Grab in der Kirche zu Escouys prachtvoll auszubauen nach dem Plane, den der Minister bey seinem Leben selbst dazu entworfen hatte; auch ward eine schickliche und ehrenvolle Grabschrift hinzu gethan, obgleich in der darüber ausgefertigten Urkunde der König es blos als eine den Canonicis zu Escouys gestattete Erlaubniß und zwar zur Verherrlichung der Jungfrau Maria, der jene Kirche gewidmet war, angesehen wissen wollte, wahrscheinlich um das Andenken seines Stammvaters, des Grafen von Valois nicht zu schänden.

Alvaro von Luna,

Konnetable von Kastilien,

Günstling Juan I. Königs von Kastilien, geköpft zu Valladolin im Jahr 1453.

Heinrich III. König von Kastilien und Leon hinterließ bey seinem im Jahr 1460 erfolgtem Tode einen einzigen Sohn mit Namen Johannes, während dessen Minderjährigkeit nach seiner Verordnung sein Bruder Ferdinand nebst der Mutter des Prinzen Katharine die Vormundschaft führen sollte. Die Stände des Reichs fürchteten anfänglich die Unannehmlichkeiten, welche fast immer mit ähnlichen vormundschaftlichen Regierungen verbunden zu seyn pflegen, und boten dem Prinzen Ferdinand die Krone an, mit der Bedingung, daß Don Juan ihm folgen sollte, allein der großmüthige Ferdinand nahm mitten in der Versammlung der Reichsstände das zarte zweyjährige Kind auf die Arme und rief: sehet, das ist unser König und kein anderer! Juan wäre glücklich gewesen, wenn ein so guter Onkel als Ferdinand war, ihn ganz für

das Reich hätte erziehen können, allein kaum hatte Ferdinand sechs Jahre gemeinschaftlich mit der Königin Mutter die Vormundschaft geführt, so riefen ihn die Stände des Königreichs Aragonien, die nach dem Tode des Königs Martin, welcher erbslos starb, sich selbst unter den Kronkompetenten den weisesten und besten zu wählen vereinigt hatten, zur Krone, und der achtjährige Neffe ward von neuem einer Mutter überlassen, die im Schooße eines üppigen Hofes es vergaß, daß es eine ihrer ersten Regentenpflichten war, ihren Sohn zu einem guten Fürsten zu ziehen.

Diese Dame, die eine gebohrne Prinzessin aus dem in der englischen Geschichte merkwürdigen Hause der Herzoge von Lancaster war, schenkte ihr ganzes Vertrauen einer Spanierin, Eleonora Lopez, welche das Ansehen, in welchem sie bey der Regentin stand, zu ihrem und ihres Hauses Vortheil gar sehr geltend zu machen wußte. Katharina hing so sehr von dieser Favoritin ab, daß im ganzen Reiche nichts von Wichtigkeit erfolgen konnte, das nicht ganz durch die Hände dieser zu Intriquen gebohrnen Dame gegangen wäre, und Ferdinand und seine treuen Spanier, die sein Bruder der sterbende König als Theilnehmer der vormundschaftlichen Regierung bestimmt hatte, unter denen die rechtschaffensten Prälaten des Reichs waren, konnten zum Besten des Staates

ihre Maasregeln noch so weise genommen haben, es gieng doch nichts durch, wenn nicht vorher Eleonora Lopez den Befehlen den Stempel ihres Beyfalles aufgedrückt hatte. Ferdinand eiferte, wie billig, gegen den Einfluß, den diese Dame sich in die Reichsgeschäfte anmaßte, allein Katharina war verblendet genug, den guten Erinnerungen des Prinzen und seiner Kollegen zum Trotze, sich am Gängelbande eines Weibes leiten zu lassen, das oft nach den Launen ihres Geschlechts unabhängig von den Grundsätzen einer weisen Staatskunde Maasregeln begünstigte, die für das Wohl von Kastilien nicht anders als gefährlich seyn konnten. Heinrich III. ihr Gemahl hatte seine Finanzen durch die Einschränkung der Grossen seines Reichs, die unter den vorigen Regierungen fast alle Tafelgüter des Königs an sich gerissen hatten, auf einen guten Fuß gesetzt, und nach seinem Plane, den er bey einem längern Leben ausgeführt haben würde, sollten diese Ersparnisse zum Kriege gegen die Mauren in Grenada angewendet werden. Allein Katharina verschwendete diese Schätze mit Eleonora Lopez, und erschöpfte dadurch in kurzem die treflichen Hülfsquellen, die zu Besiegung der Feinde des Vaterlands bestimmt waren, auf eine eben so schändliche als unverantwortliche Weise. Es kam freylich endlich zur Sprache, daß es nöthig sey, dem ungeheuern Aufwande, den die Königin machte, ein Ziel zu setzen, allein Katharina fand Mittel, einen

Theil der Großen, die den Mund am weitesten öfneten, durch Bestechungen zu gewinnen, und den andern Theil durch Versprechungen ihrer Gnade zum Stillschweigen zu bringen, ob es gleich sichtbar war, daß die Lopez die größten Summen zum Ankaufe grosser Güter und zur Bereicherung ihrer Familie verwendet hatte.

Das war ungefär die Lage des Reichs um das J. 1408, in welchem Pedro von Luna, Erzbischof von Toledo, einen seiner Verwandten zu sich nahm, einen natürlichen Sohn des Don Alvaro von Luna, Herrn von Canette, königlichen Mundschenkens. Der Vater hatte den Knaben nie für seinen ächten Sohn erkennen wollen, weil Maria von Canette, die Mutter desselben, die Achtung, deren sie gewürdigt worden war, durch ihren Lebenswandel schändete, und durch ihre Sittenlosigkeit, mit der sie sich dem Umgange der nichtswürdigsten Menschen preis gab, endlich zum Stande einer gemeinen Bulerin hinabsank. Alvaro von Luna, der Vater des Knaben, würde auch seine Hand sowohl von dem unwürdigen Weibe, als ihrem Kinde gänzlich abgezogen haben, hätte nicht sein Haushofmeister Juan Dolio einst eine bequeme Gelegenheit benutzt für den kleinen Pedro, dessen sich sein Vater schämte, 800 Gulden zu erbitten. Alvaro von Luna, der unter Heinrich III. eine bedeutende Rolle gespielt hatte, starb bald darauf, nach dem er diese Schenkung bestätigt hatte,

und Dolio ein treuer Diener seines Herrn, behielt den kleinen Pedro, der, wie man leicht denken kann, auch von seiner Mutter vernachlässigt war, bey sich, bis ihn, wie wir schon erwähnt haben, der Erzbischoff von Toledo zu sich nahm. Dieser große Prälat beschloß für den jungen Menschen thätig zu sorgen, und empfahl ihn einem seiner Freunde Don Gomez Cakillo, Hofmeister des jungen Königs Johann II. der ihn zum Pagen des Prinzen machte. Das Interesse, welches der Erbischoff von Toledo an dem Glücke des jungen Pedro nahm, zeigte bald die besten Folgen. Der Pabst Benedikt XIII. aus dem Hause Luna, der seit dem J. 1394 auf dem römischen Stuhl saß, gab ihm bey der Firmelung den Namen Alvaro, da er bisher den Namen Pedro geführt hatte, und seit dieser Zeit fing das in Kastilien so begüterte und durch seine Verbindungen in und ausser dem Reiche so mächtige Haus Luna an, ihn gewissermassen als einen gesetzmässigen Sprößling der Familie zu betrachten, und an seinem Glücke mit einem Eifer zu arbeiten, der für den jungen Alvaro, welcher noch vor kurzer Zeit von der Mutter verlassen und vom Vater verleugnet war, eine überaus vortheilhafte Katastrophe hervorbrachte.

Unterdessen hatte Ferdinand, den das Unwesen der Regierung Katharinens, dem er nicht immer steuern konnte, ganz muthlos machte, den Thron

von Aragonien bestiegen, und die Regentin sahe sich jetzt von einem Hofmeister befreyet, der ihrem Hange zur Verschwendung und ihrer unwürdigen Hingebung in die Hände ihrer eigennützigen Lieblingin, so oft die nöthigen Schranken zu setzen bemühet gewesen war. Kaum hatte der zum Thron berufene Prinz die Residenz verlassen, so regierte sie obgleich Juan II. den Jahren nahe war, wo er anfangen sollte selbst die Regierungsgrundsätze kennen zu lernen, unumschränkter als jemals, und die Großen des Reichs, die sich weniger um das Beste des Landes als um die Bereicherung ihrer Familien bekümmerten, blieben bey allem was Katharina that bloße Zuschauer, während daß die Regentin alles that, was sie konnte, dem Prinzen das Selbstregieren als eine Last zu zeigen, dem seine noch schwachen Schultern nicht gewachsen seyn konnten, zumal da er, als Prinz grossentheils von Damen erzogen, die ihre Grundsätze kannten und übten, Vergnügungen, die ihm der Hof so reichlich darbot, in ihrer ganzen Fülle geniessen wollte. Alvaro, sein beständiger Begleiter, machte sich bey dem Prinzen immer beliebter, und studirte jede seiner Neigungungen, um sie zu befriedigen, so daß der Wille des Königs für ihn das höchste Gesetz war. Kaum hatte er bemerkt, daß der König eine entschiedene Neigung für die Jagd hatte, so ward Alvaro bald der beste Schütze, der geübteste Weidmann, den die Wälder des Reichs aufzeigen konnten, und die

Königin sahe es gern, wenn ihr Sohn mit dem geliebten Theilnehmer seiner Jagdparthien wochenlang in den um die Residenz herum liegenden Forsten ganz seiner Willkühr überlassen und von den Reichsgeschäften entfernt, herum irrte, während sie im Namen ihres Sohnes mit einem Ansehen regierte, dem die Redlichen im Lande oft nichts als ihre frommen Wünsche entgegen setzen konnten.

Vielleicht hätte der König noch lange nicht daran gedacht, selbst einen persönlichen Antheil an der Regierung seines Reichs zu nehmen, hätte nicht Alvaro von Luna, sein Günstling und beständiger Begleiter, das Bedürfniß gefühlt, sein Ansehen geltend zu machen. Er war es, der einst in einer günstigen Stunde dem jungen Fürsten zeigte, wie nöthig es sey, den Anmassungen seiner Mutter Gränzen zu setzen, und die Regierungsangelegenheiten für die Zukunft wo nicht ganz doch wenigstens nach der Uebersicht des Ganzen selbst zu besorgen. Katharina, die seit länger als sieben Jahren gewohnt war, über alles nach ihren Einsichten und Neigungen zu verfügen, wunderte sich sehr, als ihr Sohn, der bisher nur von Hasen und Rebhünern mit ihr gesprochen hatte, endlich auch anfieng, nicht allein von Regierungssachen zu sprechen, sondern auch nach manchen Ereignissen zu fragen, für welche er bis dahin weder Sinn noch Empfänglichkeit zu zeigen geschienen hatte. Es bedurfte bey ihr eben keiner be-

sondern Untersuchungen, um sich zu überzeugen, daß das eine Sprache sey, welche ihr Sohn nur in der Schule seines Günstlings sprechen gelernt hatte. Da sie nun glaubte, den Saamen des Unkrauts mit der Wurzel ausrotten zu müssen, so eilte sie einen jungen Menschen vom Hofe zu jagen, der kühn genug war den Prinzen auf Ideen zu leiten, von denen sie ihn noch auf lange Zeit nach allen Kräften zu entfernen suchen wollte. Sie zeigte bey diesen Maasregeln, durch welche Lunas ganzes Glück nach ihrem Plane zertrümmert werden sollte, einen so hohen Grad von Erbitterung, daß Alvaro sich an keinem Orte in den Staaten seines Herrn sicher glaubte, sondern nach Avignon gieng, wo sein Vetter der Pabst Benedikt XIII. sich damals in einem großen Gedränge wegen der wider ihn in der ganzen Kirche ausgebrochenen Unruhen befand.

Schon fürchtete er, daß er, so lange die Königin lebte, nie wieder Erlaubniß erhalten würde, an den Kastilianischen Hof zurück zu kommen, als er unvermuthet vom Könige dringend eingeladen ward, ohne die mindeste Furcht vor einer von Seiten der Königin ihn bedrohenden Gefahr zurückzukehren, und seinen Platz wieder einzunehmen. Der König hatte sich nemlich so sehr an den Umgang seines Alvaro gewöhnt, daß er während der Abwesenheit seines Günstlings keinen frohen Tag hatte, so daß endlich die Königin selbst Anstalt machen

mußte, den Flüchtling an den Hof zurückzurufen. Alvaro erschien also wieder bey Hofe und die kurze Abwesenheit hatte ihn dem Könige noch theurer gemacht. Juan II. der ihn gleichsam für einen Märtyrer der Anhänglichkeit an die Rechte seiner Krone betrachtete, überhäufte ihn, zur Entschädigung für die ausgestandenen Leiden, mit Gnadenbezeigungen, welche den Neid der Hofleute eben so sehr erweckten, als sie für die Königin, deren Ansehen täglich abnahm, kränkend waren.

Sie suchte zwar jetzt mehr als jemals die Achtung und Liebe der Grossen im Reiche zu behaupten, indem sie nichts von Wichtigkeit ohne Beystimmung ihrer Räthe und unter dem Beystande des Don Sancho von Roxas Erzbischoffs von Toledo, vornahm. Allein kaum war Alvaro wieder am Hofe erschienen, so wußte er seinen Einfluß bald dazu anzuwenden, daß der Prinz mit Genehmigung der Stände für mündig erklärt ward, und die Regierung sogleich selbst völlig übernahm.

Aber das alles war nur das Vorspiel von dem, was bald darauf erfolgte, denn in kurzer Zeit war Alvaro im Stande, die Königin zu überzeugen, daß es ihm als Günstlinge des Königs gar nicht an Macht fehle, ihr mit dem Maaße wieder zu messen, mit welchem sie ihm als Reichsverweserin gemessen

hatte. Er machte den König auf mancherley Dinge aufmerksam, die während seiner Minderjährigkeit vorgegangen waren, und die Arglist, mit welchem er die Fehler der vorigen Regierung ins Licht setzte, hatte ihren Plan so fein berechnet, daß der König, ehe er es selbst glaubte, eine Erbitterung gegen seine Mutter fühlte, die kein geringeres Opfer als ihre gänzliche Entfernung vom Hofe heischte.

Ihre Räthe, besonders der obgedachte Erzbischoff von Toledo, der am meisten Einfluß auf ihre Entschliessungen gehabt hatte, folgten ihr bald nach, und Katharina, welche den Triumph des Günstlings über sich und ihre Kreaturen nicht ertragen konnte, starb im folgenden Jahre 1418 vor Gram. Jetzt sahe sich Alvaro von einer Feindin befreyet, die alles angewendet hatte, ihn ganz zu Grunde zu richten. Er konnte jetzt, ohne Hinderniße zu fürchten, seinen Einfluß in die Reichsgeschäfte geltend machen, und er bediente sich seines Ansehens, dem Könige einen Premierminister zu geben, der in den Geheimnissen aller seiner Plane eingeweihet war, Juan Hurtado de Mendoza, der eine seiner Kousinen zur Gemalin hatte, und also aus mehr als einer Rücksicht ganz im Interesse des Günstlings zu seyn Ursache hatte.

Der König Juan II. war bald ganz in der Gewalt dieser beyden Männer, welche sich mei-

sterhaft darauf verstanden, ihn in allen Stücken nur so handeln und sprechen zu lassen, als es ihren Vortheilen angemessen war. Die Grossen des Reichs, die wegen ihrer Aemter sich am Hofe aufhalten mußten, hätten vielleicht noch etwas beytragen können, dem Ehrgeitze der beyden Verbündeten zu steuern, allein diese hatten schon darauf gedacht, einem solchen Vorhaben entgegen zu arbeiten.

Auf ihre Veranlassung machte der König die Einrichtung, daß vierteljährig nur fünf Personen den Dienst um seine Person haben sollten, und wenn jeder seine drey Monate in der Residenz zugebracht hatte, alsdenn mußte er den Hof wieder verlassen. So blieben diejenigen, welche der König um sich sahe, immer ihrem Herrn und sich selbst unter einander neu, und es war nicht zu fürchten, daß einige von ihnen es möglich machen würden, wider Don Alvaro und seinen Gehülfen zu kabaliren.

Aber alle diese Vorkehrungen konnten die Partheysucht und alle daraus hervorgehende Uebel für den Staat nicht verhindern, besonders waren es die Vettern, des Königs Ferdinands Söhne aus Aragonien, die seinen Hof zu einem Tummelplatz ihrer Leidenschaften machten. Ihr ältester Bru-

bekannt in der Geschichte unter dem ehrenvollen Namen Alphons des Weisen, war seinem Vater im J. 1416 in der Regierung gefolgt, und seine vier Brüder Juan, Heinrich, Sancho, und Pedro, welche große Güter im Kastilianischen Reiche hatten, lebten am Hofe Juans. Diese vier Brüder arbeiteten einander immer entgegen, und jeder wünschte zur Erreichung seiner ehrgeizigen Absichten Don Alvaro auf seiner Seite zu haben, der jedoch so schlau war, daß er nur Don Heinrich einen heftigen und aufbrausenden Prinzen, der auch den übrigen an Geistesgaben überlegen war, begünstigte. Dieser wünschte des Königs Schwester zu heirathen und mit ihr ein beträchtliches Stück Landes zur Mitgabe zu erhalten, allein hier war eine Klippe, an welcher das Ansehen des Günstlings lange scheiterte. Die königlichen Räthe kannten den Charakter des aragonischen Prinzen, misriethen es dem Könige aus den wichtigsten Gründen zu dieser Verbindung seine Einwilligung zu geben. Allein der kühne Heinrich fragte wenig darnach, er nahm 300 der entschlossensten Leute, welche in seinem Solde standen, zu sich, überraschte den König und seinen kleinen Hofstaat zu Tordesillas, wo er ihn schlafend und zu seinen Füssen Don Alvaro und Juan Hurtado de Mendoza fand.

Er nahm sie sämmtlich in sichere Verwahrung, so daß es den Räthen des Königs unmöglich war,

sich der Person ihres Herrn nur im mindesten zu nähern. Don Heinrich fand dessen ungeachtet nicht für gut, den Günstling des Königs, der bisher für sein Interesse gearbeitet hatte, zu entfernen, er machte ihn, so groß war jetzt sein Ansehen, zum königlichen Rathe mit einem großen Gehalte, und zur Vergeltung sorgte Don Alvaro dafür, den König zur Einwilligung in die Heirath mit der Prinzessin Katharina zu bewegen. Heinrich erhielt mit ihr, was er gesucht hatte, das Marquisat von Villena, das der König zum Herzogthum erhob, und gab davon dem Günstlinge, mit dem er wahrscheinlich in Gemäßheit geheimer Unterhandlungen den Raub zu theilen versprochen hatte, die Stadt San Estevan de Gormas am Flusse Douro in Altkastilien. Unterdessen hatte Don Alvaro die Erweiterung seines Glückes nicht vergessen, er hatte sich mit einer Dame aus einem der edelsten Häuser in Spanien, Donna Elvira von Portocarrero vermält.

Allein Alvaro war zu ehrgeitzig, als daß er ferner die Vortheile des Prinzen Heinrichs und seiner Gemalin, die den König von sich abhängig zu erhalten suchten, hätte begünstigen sollen.

Durch seinen Rath und durch die Hülfsmittel seines Geistes gelang es dem Könige, sich aus den

Händen seines Schwagers loszureissen, und ihm und seiner ganzen Parthey die Spitze zu bieten. Ja es kam endlich so weit, daß Heinrich mit einigen seiner Anhänger gefangen gesetzt ward, und seine Gemalin so wie der Konnetabel Don Ruy Lopez de Mendoza würden eben dieses Schicksal gehabt haben, wenn sie sich nicht geflüchtet hätten. Das ganze Vermögen des Konnetabel ward eingezogen, und Don Alvaro, der mit zu der Commission gehörte, welche den Prozeß dieses Herrn untersuchen sollte, bekam einen reichlichen Antheil davon, und was noch mehr ist die Stelle des seiner Würde entsetzten Mendoza. Don Alvaro von Luna war also in einem Zeitraume von zehn Jahren vom Pagen des Prinzen bis zum Konnetabel gestiegen.

Die Stelle eines Konnetabels von Kastilien hatte der König Johann I. um das Jahr 1382 für Alphons von Aragonien, Marquis von Villena, errichtet und sie war die erste Ehrenstelle im Reiche. Das ganze Heer, die Ernennung der Officiere, das Hauptkommando über alle Festungen und Besatzungen, hingen von ihm ab. Alle den Krieg betreffende Verordnungen mußten durch seine Hände gehen, er ward stillschweigend für den Nächsten nach dem Könige im Reiche angesehen, daher auch der König Ferdinand der Katholische in seinen letzten Lebensjahren die alzugroße und dem Könige selbst nachtheilige Macht dieser Stelle zu schwächen suchte.

Das alles giebt einen kleinen Begriff von dem, was Don Alvaro jetzt im Reiche thun konnte, und man kann leicht vermuthen, daß ein Günstling wie er die Gränzen der ihm übertragenen Macht noch mehr werde ausgedehnt haben, zumal da ihn der König zum Grafen von Estevan ernannt hatte. In dem nämlichen Jahre, in welchem er zur höchsten Ehrenstelle im Reiche erhoben worden war, gab ihm der König einen Beweis seiner Liebe dadurch, daß er bey Veranlassung einer Regentenreise, die er durch die zu seiner Krone gehörigen Länder machte, zwanzig Tage in einem elenden Landstädtchen auf die Wiederherstellung des eben damals an einen viertägigen Fieber krank liegenden Günstlings wartete, und ihm im folgenden Jahre, da die Königin zu Valladolid einen Sohn gebohren hatte, nebst seiner Gemalin Donna Elaire zum Pathen seines Prinzen Heinrich ernannte.

Allei nungeachtet des unbeschränkten Ansehens, dessen er genoß, ruheten seine Feinde nicht, an seinem Sturze zu arbeiten, und Alphons, der es ihm nicht verzeihen konnte, daß sein Bruder Don Heinrich schon seit drey Jahren beynahe als Staatsgefangener leben mußte, glaubte endlich, sich für die Befreyung des Prinzen seines Bruders thätig verwenden zu müssen. Er rief ihn unter dem dem Vorwande, daß er bey einem anzustellenden Reichstage unentbehrlich sey, an seinen Hof, mit der

Drohung, ihn für einen Rebellen zu erklären, wenn er nicht käme. Don Alvaro, der einen so furchtbaren Nachbar nicht aufs äusserste bringen wollte, beredete den König zu dem Versprechen, den gefangenen Prinzen auf sein Ehrenwort zu entlassen. Allein damit waren die Foderungen Alphonsens bey weitem noch nicht alle befriedigt. Er griff zu den Waffen und bemühete sich durch ein in ganz Kastilien verbreitetes Manifest, in welchem er die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit seines Betragens entwickelte, die Stände von Kastilien in sein Interesse zu ziehen, davon der größte Theil, längst eifersüchtig auf des Günstlings unbegränzte Macht, nur auf eine Gelegenheit wartete, zu seinem Sturze etwas beyzutragen. Jedermann, sagt er in diesem Manifeste, kennt die Verdienste meines Vaters Ferdinand um die Krone von Kastilien und Leon, die er sich während der Minderjährigkeit des jetzt regierenden Königs Juan II. seines Neffen um die Nation erwarb. Kaum war er und die Königin Mutter todt, so fiel das Reich in die Greuel der Anarchie, die eine Folge der Anmassungen waren, mit welchen Don Alvaro die Freyheiten der Stände in den Staub trat, und das Ansehen der Großen des Reichs zu vernichten strebte. Er entfernt alle braven Männer, welche es mit ihrem Könige und Vaterland gut meinen, vom Hofe, wo er allein regieren will. Er veruneinigte durch seine Kabalen die zwey königlichen Prinzen Juan, und Don Hein-

rich, die er dem Könige verhaßt zu machen Mittel fand, während er Menschen von der niedrigsten Geburt bey Hofe einführt, die seinem Interesse huldigten. Er bat den König, wider das gegebene Wort den Prinzen Don Heinrich, der gekommen war, dem Könige seine Ehrerbietung zu bezeigen, gefangen zu setzen, wo er schon fast seit drey Jahren in einem Gefängnisse, gleich dem elendesten Bösewichte, getrennt von seiner Gemalin die schönsten Tage seines Lebens vertrauern mußte, weil er beschuldigt ward, mit den Mauriſchen Königen von Grenada in einem geheimen Verständnisse zu leben, dessen Daseyn durch nichts als durch erdichtete Briefe dargethan ist. Kein Großer des Reiches, dem sonst nach den Grundsätzen des Landes der Zutritt zu der Person seines Fürsten offen steht, wagt es ohne besondere immer schwer zu erlangende Erlaubniß des Günstlings, sich seinem König zu nähern, und selbst die Infantin Katharina hat, um ihr Leben für der Wuth dieses Elenden zu sichern, in Aragoni... eine Zuflucht suchen müssen, nachdem ihr alle ihre Kostbarkeiten auf eine schändliche Weise geraubt worden sind. Er will allein das Organ aller königlichen Befehle, der einzige Kanal der Gnadenerweisungen des Königs seyn, und hat die Freyheiten der vornehmsten Städte im Reiche nur deswegen vernichtet, um die armen Unterthanen mit Lasten zu überhäufen, die für das durch die beständigen Kriege mit den Mohren aus-

gesogene Land unerträglich sind. Er hat die schönsten Güter des Reichs zu Besitzungen seiner Familie zu machen gewußt, und wenn nicht alle edle Kastilianer eilen, diesem Ungeheuer zu steuern, so ist der Ruin des Landes unvermeidlich. Alle bisherigen Versuche, ihn zu stürzen, waren vergeblich. Mein Abgesandter, dessen Instruction dahin gieng, den König meinen Vetter über die wahre Lage der Dinge aufzuklären, durfte nie mit diesem Fürsten, den der Günstling mit Argus Augen bewacht, allein sprechen, und selbst meine Gemalin, die sich großmüthig dieser wohlthätigen Unternehmung unterzog, hat er von der Person seines Königs zu entfernen gewußt. Weil er nun, so schließt sich dieses merkwürdige Aktenstück, so lange Don Alvaro auf seinem Platze bleibt, den er zum Unglück aller Kastilianer seit zehn Jahren besessen hat, nie frey handeln kann, so will ich ihn persönlich besuchen, um ihm endlich einmal die Augen über einen Minister zu öffnen, der seines Vertrauens und seiner Liebe so unwürdig ist, und den Unruhstifter Don Alvaro von einem König zu entfernen, der geschaffen ist, das Glück seiner Unterhanen zu machen. Ich hoffe, daß der Adel von Kastilien, immer ruhmwürdig in der Vertheidigung seines Vaterlandes, nicht zaudern werde, meinen Bemühungen, ihnen ihren Vater wieder zu geben, die Hand zu bieten. Das ist das einzige Mittel, die unterdrückte Gerechtigkeit wieder herzustellen, und den König von einer Rotte

von Menschen zu befreyen, welche die Raubsucht in einem Lande, das unter dem Joche ihres Despotismus so lange geseufzt hat, zur Tagesordnung machen.

Alphons schickte mit diesem Manifeste einen Abgeordneten an den König von Kastilien, und ließ ihn versichern, daß er zwar bewafnet kommen werde, aber nicht in der Absicht, ihn mit Krieg zu überziehen, sondern ihn aus der Gewalt ruchloser Menschen zu befreyen. Unter diesen Veranstaltungen, welche Alphons traf, den Günstling seines Vetters zu stürzen, kam das Jahr 1426 herbey, und Don Alvaro, der mit Recht fürchten konnte, daß der König von Aragonien an der Spitze eines mächtigen Heeres seine Drohungen erfüllen werde, eilte den Prinzen Heinrich seines Arrestes auf dem Schlosse Mora, wo er gefangen gesessen hatte, zu entlassen, und ihm die Zurückgabe aller seiner Güter zuzusichern, welches Alvaro für desto nöthiger hielt, weil Heinrichs Bruder, Don Juan, schon seit 5 Jahren mit der einzigen Erbin von Navarra vermählt, und eben damals durch den Tod seines Schwiegervaters Karls III. zur Regierung dieses Landes gelanget war.

Die Stände des Reichs glaubten eine so günstige Lage benutzen zu müssen, und überreichten dem

Könige einen langen Aufsatz von Klagen und Beschwerden, denen schleunigst abgeholfen werden müßte, doch baten sie ihn, denselben keinem einzigen der Großen, die er um sich hatte, zu zeigen. Der König war zu sehr gewohnt, sich in allen Stükken von seinem Günstlinge leiten zu lassen, als daß er diese Bitte hätte erfüllen sollen. Alvaro las sie, und der Anschlag des Adels war vernichtet, allein eben dadurch bekam auch der Haß gegen ihn neue Nahrung und die Stände machten gar kein Geheimniß daraus, daß sie geneigt waren, die Partey Alphonsens und seiner Brüder zu ergreifen. Allein kaum hatte Juan II. die immer wachsende Gährung der Gemüther bemerkt, so eilte er alle Foderungen der Prinzen seiner Vettern, mit Ausnahme der Entfernung seines Ministers, zu erfüllen, und zu weitern gütlichen Unterhandlungen, die bald darauf im Jahr 1427 eröfnet wurden, die Hand zu bieten. Aber diese Bereitwilligkeit des Königs, die man von Seiten der Feinde des Konnetabels nie ganz für Ernst hielt, konnte es nicht verhindern, daß die Stände sich immer enger verbanden, an der Demüthigung des Günstlings gemeinschaftlich zu arbeiten, zumal da Pedro Manriquez, der jetzt öffentlich als sein Ankläger auftrat, versicherte, daß Luna den Plan habe, den König Juan II. aus dem Wege zu räumen, und dann mit der Königin, mit welcher er in einem verbotenen Umgange lebe, unter der Minderjährigkeit des Prinzen

Heinrichs die Regierung von Kastilien und Leon an sich zu reissen. Der König Juan von Navarra gieng in Gemäßheit des Antheils, den er an diesem Bunde nahm, an den Hof seines Vetters nach Kastilien, fand aber allenthalben nichts als Mißtrauen, und der König wich geflissentlich jeder Gelegenheit aus, die er benutzen wollte, eine Sache in Frage zu bringen, die ihm das Leben und seinem Reiche die Ruhe sichern sollte. Der Konnetabel vermehrte seine Leibwache und ließ alle seine Kreaturen an den Hof kommen, um im Nothfall den Angriffen seiner Gegner mit gewafneter Hand begegnen zu können. Nicht weniger als er war der König von Navarra besorgt, sich vor heimlichen Nachstellungen in Sicherheit zu stellen. Kaum wagte er es, einen Fuß aus seinem Pallaste zu setzen, und da er mit zu dem königlichen Rath gezogen werden sollte, drang er darauf, diese Versammlung auf freyem Felde zu halten. Da der König Bedenken trug, diesen Vorschlag zu genehmigen, so gestattete er endlich, daß Prinz Heinrich zu Simancas, wo der Hof sich damals aufhielt, einer Stadt auf einer Anhöhe am Flusse Pihuelga in Valladolid ihn sprechen sollte. Allein ehe es noch zu diesen Unterhandlungen kam, baten die Prinzen den König nochmals aufs dringendste, den Konnetabel zu entfernen, weil durch diesen arglistigen und ehrgeizigen Mann das Reich der Gefahr ausgesetzt war, ein Raub bürgerlicher Kriege zu werden.

Der König, der endlich anfieng, dieser unaufhörlichen Klagen, mit welchen er von beyden Seiten bestürmet ward, überdrüssig zu werden wünschte, es koste was es koste, beyde Partheyen zu vereinigen, welches freylich eine Aufgabe war, zu deren Auflösung Juan II. mehr Kraft und Entschlossenheit nöthig hatte, als ihm von Natur zu Theil geworden war. Er wandte sich daher an einen Mönch mit Namen Franz Soria, der von Seiten seiner Kenntnisse so wie seiner Redlichkeit in einem allgemeinen guten Rufe stand, dieser rieth ihm, die ganze Sache vier Schiedsrichtern zu übergeben, von denen zwey die Parthey der Prinzen, und zwey die des Konnetabels wählen sollten. So ungern auch der Minister diesen Schritt that, sein ganzes Glück dem Ausspruche einiger Männer von Range zu überlassen, so wenig fand er noch Entschuldigung, wenn er sich weigern wollte, vom einem Mittel Gebrauch zu machen, das als das einzige in seiner Art, wie der ganze Hof sich schmeichelte, von der gehofften Wirksamkeit seyn mußte. Es wurden also von beyden Seiten vier angesehene und einsichtsvolle Männer gewählt, den Grund ihrer gegenseitigen Foderungen genau zu untersuchen. Noch ein Anderer, Juan von Azenedo Prior von St. Benedikt, sollte, im Fall jene vier Schiedsrichter sich nicht vereinigen könnten, die letzte Stimme haben. Und damit desto weniger Schwierigkeit zu fürchten seyn möchte, so machte sich die Parthey der Prinzen

anheischig auf den Fall, daß sie sich dem Ausspruche der Schiedsrichter zu gehorchen weigern würde, 100,000 Dublonen zu bezahlen, wovon die eine Hälfte den Richtern, und die andere der durch ihre Weigerung beeinträchtigten Parthey gegeben werden sollte. Es geschahe, wie man gefürchtet hatte. Die vier Herren, welche zu Schiedsrichtern ernannt worden waren, wollten es mit keiner Parthey verderben, und zauderten daher so lange es ihnen möglich war mit einem Ausspruche, der, er mochte ausfallen wie er wollte, für eine der Partheyen beleidigend seyn mußte. Auch der König und der Konnetabel hatten eine eben so starke Caution als die Prinzen gemacht, und innerhalb zehn Tagen sollte alles beendigt seyn. Endlich erfolgte der Ausspruch, daß es für die Ruhe des Reichs und für die Ehre des Königs durchaus nöthig sey, die Prinzen unter gewissen Bedingungen, bey deren Festsetzung die bekannte Liebe der Spanier zum Ceremonial ein weites Feld zur Speculation fand, wieder aufzunehmen und den Konnetabel auf 18 Monate vom Hofe zu entfernen. Nachdem der König noch einige Nebensachen, die mit der Verbannung seines Günstlings in naher oder ferner Verbindung standen, geschlichtet hatte, sahe er sich genöthigt, einen Mann abreisen zu lassen, ohne dessen Gesellschaft er nicht leben zu können glaubte. Der Konnetabel würde in diesem kritischen Zeitpunkte untröstlich gewesen seyn, hätte ihm nicht der König

die Versicherung gegeben, mit ihm einen ununterbrochenen Briefwechsel anzufangen.

Luna stand also immer noch, seiner persönlichen Abwesenheit ungeachtet, am Ruder der Regierung. Jetzt wollten nun die Prinzen die Früchte ihres erkämpften Sieges genießen und der König mußte ihre Foderungen zum Theil mit großen Geldsummen befriedigen. Allein die Eintracht unter ihnen dauerte nur kurze Zeit, und sie machten bald Versuch, den Konnetabel, um einander selbst zu verderben, an den Hof zurückzubringen. Der König, der nichts sehnlicher wünschte, als seinen Liebling wieder bey sich zu haben, benutzte diese Stimmung und ließ den Verbannten, ohne an die Gewährleistung des gemachten Vertrags zu denken, an den Hof kommen, wo er mit einer Pracht erschien, die seinen Neidern noch mehr Stoff zur Erbitterung geben mußte. Jetzt schmeichelten die Prinzen dem Günstlinge und dieser arbeitete unermüdet, sie alle zusammen ausser Thätigkeit zu setzen. Da es ihm nicht an Mitteln fehlte, in Navarra und Aragonien sich unter dem Adel Freunde zu machen, so wurden auch diese Länder ein Raub innerlicher Gährungen, die um so viel mehr Nahrung fanden, weil diese Könige fast immer aus ihren Staaten abwesend waren. Es kam endlich zum offenbaren Kriege, Juan II. führte seine Truppen an die Gränzen von Aragonien und eilte, da die

Feinde mit vereinigten Kräften in Kastilien einbrechen wollten, die Güter der Prinzen, die er für Rebellen erklärte, einzuziehen. Nachdem endlich Eleonora, Königin von Aragonien, alles gethan hatte, was in ihrer Gewalt war, die streitenden Partheyen wieder auszusöhnen, so gieng der König von Kastilien mit einem Heer von 70,000 Mann nach Aragonien. Allein so groß auch dieses Heer war, so unbedeutend waren die Thaten, die es verrichtete, und da endlich die gereitzten Feinde in Kastilien einrückten, wo der König seine Macht sehr theilen mußte, so sahe er sich genöthigt, seine Stände um Hülfe zu bitten. Diese ward ihm zwar gewährt, aber man sagte es laut, daß der Konnetabel, wenn ihm nicht gesteuert werde, das Land noch an den Abgrund des Verderbens bringen würde. Unterdessen hatten sich die Verbündeten an den Pabst Martin *V.* gewandt, und ihn gebeten, durch sein Ansehen ihre Streitigkeiten zu schlichten, die dadurch immer größer werden mußten, daß sie bey jeder Gelegenheit dem Günstlinge, wo nicht offenbar, doch heimlich, Beweise ihrer Erbitterung gaben. So foderten sie ihn z. B. auf ein Duell heraus, allein sie kamen nicht, da er es annahm. So vergingen zwey Jahre und Juan II. ward immer mehr ein Spiel der Leidenschaften seiner Vasallen und seines Ministers Er ließ ihnen endlich andeuten, daß, wenn sie nicht innerhalb dreyssig Tagen kommen und sich ihm völlig unterwerfen

würden, ihre Güter in seinen Staaten an die Krone zurück fallen sollten. Durch Hülfe der Königin Eleonora von Aragonien war endlich wieder ein Waffenstillstand auf fünf Jahre gemacht, und der Konnetabel fand nun auch Zeit seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen. Er verband sich im Jahr 1431 mit Johanna von Pimentel, Tochter des Grafen von Benevent. Jetzt schien der Glückliche auf dem Gipfel menschlicher Hoheit zu seyn. Seine mächtigsten Feinde hatten den Hof verlassen müssen, und die minder mächtigen waren zu furchtsam, etwas wider ihn zu unternehmen.

Je länger der Konnetabel am Hofe war, desto unentbehrlicher war er dem Könige, denn Luna war Minister im Kabinette und Feldherr auf dem Schlachtfelde. Der König verdankte ihm im Jahr 1431 einen glänzenden Sieg gegen die Mohren, in welchem 10,000 Feinde auf dem Platze blieben. Schon stand das Heer bereit, die Hauptstadt der Mauriſchen Könige in Spanien, Grenada, zu belagern, als der König dieſes Landes Mittel fand, in einem Geſchenke von Feigen dem Miniſter eine Summe Geldes zuzuſchicken, die ihn bewegte das Heer aus dem feindlichen Lande zurück zu ziehen. Hätte Luna redlich gegen seinen König gehandelt, so wären die Spa-

nier 59 Jahre früher Meister dieses Landes geworden, und Juan II. hätte sich den Ruhm erworben, der in der Folgezeit der Antheil Ferdinands des Katholischen ward.

Die Grossen des Reichs verbanden sich aufs neue, dem Könige die Augen über die Treulosigkeit seines falschen Dieners zu öffnen, allein der König erklärte alle diejenigen für Feinde seiner Krone, die seinem Minister das mindeste zur Last legten. Don Diego Sarmiento, der sich an ihre Spitze gestellt hatte, ward das Opfer seines Hasses und mußte einige Jahre im Kerker schmachten, und eine Zahl der angesehensten Herren, welchen sein Ministerdespotismus ein Dorn im Auge war, verlohr sogar den Kopf darüber. Die Erbitterung mußte bald nachher noch höher steigen, als der Minister seinen Bruder, Juan von Cerezuola zum Erzbischoff von Toledo machte, wodurch er selbst den Umfang seiner Macht erweiterte, weil damals die Erzbischöffe auf den Reichstagen die vornehmsten Stellen bekleideten, und durch ihren großen Einfluß auf die übrige Geistlichkeit, den Berathschlagungen des Königs und seiner Minister den Ausschlag geben konnten. Kaum hatte sein Bruder von einer Pfründe Besitz genommen, der an Würde und Einkommen wenig in der Christenheit gleich sind, als der Minister sich vom Könige zum

Oberhofmeister des Kronprinzen, den Heinrich ernennen ließ, jedoch so, daß, da er immer bey dem Könige seyn mußte, und folglich die ihm anvertraute Ehrenstelle nicht persönlich verwalten konnte, sein Bruder und noch einige andere edle Spanier den Auftrag erhielten, die Person des Prinzen nie zu verlassen.

Unterdessen waren die Unruhen in Italien angegangen. Es hatte nemlich Johanna II. Königin von Neapel Alphonsen zum Erben ihrer Krone eingesetzt, aber bald darauf ihr Testament wieder geändert, und Ludwig III. aus dem Hause Anjou die Ansprüche auf ein Reich gegeben, für dessen Besitzer sich Alphons schon betrachtete. Es kam also zum Kriege, der viele Jahre dauerte, und dem Minister den Besitz der Macht sicherte, deren er sich, wäre Alphons in der Nähe gewesen, zum Nachtheil von Kastilien nicht würde haben bemächtigen können. Schon schien der Minister verloren, als diese Prinzen durch ihre geheimen Unterhändler zwischen Blanca, Prinzessin von Aragonien und dem Kronerben von Kastilien Don Heinrich eine Vermählung verabredeten, allein die Neuvermählte war noch sehr jung und der Minister fand das wirksamste Mittel, sie von den Geheimnissen der Reichsgeschäfte zu entfernen. Weniger gelang es ihm, dem Neide der Grossen auszuweichen. Sie ver-

einigten sich im Nothfalle mit gewafneter Hand auf die Entfernung des Ministers zu dringen, und Spanien von einem Joche zu befreyen, das in einem Zeitraume von fast 24 Jahren den schönsten Theil des Landes zu einem blutigen Schauplatze bürgerlicher Kriege und das Ansehen des Königs so oft zum Spiel der Leidenschaften seiner Großen gemacht hatte. Kaum hatte der König von der Existenz dieses Bundes Nachricht erhalten, als er sehen mußte, daß das Heer der Mißvergnügten sich vereinigte und die vornehmsten Stände des Reiches, dem verführerischen Beyspiel der großen Vasallen bald folgten, allein, dessen ungeachtet, verlohr Luna, der sich mit den Feinden seines Glücks schon so oft zu seinem Vortheile gemessen hatte, die Hoffnung nicht, sich zu behaupten. Niemand, sagte einst ein witziger Franzos unter der Regierung Ludwigs XIV. schreibe wider einen Minister, das ist nur ein Weg mehr zur Bereicherung für ihn, denn jedes Pasquill bringt ihm fast immer eine Vermehrung seiner Pension ein. Hier hätte man sagen können: niemand arbeite dem Minister entgegen: denn aus jedem Kampfe war er bisher mächtiger hervorgegangen. Die verbündeten Prinzen, die nicht sowohl gegen den König als gegen den Minister, dessen Ansehen sie lieber selbst gehabt hätten, kämpften, reichten abermals die Hand zu einem glücklichen Vergleiche, und der König, der einem so furchtbaren Bunde, in welchem der König von Na-

varra, der von Aragonien, der zugleich die Kräfte seiner Länder, Vallencia, Catalonien, Roussillon, der Balearischen Inseln, Siciliens, Neapels und Sardiniens in Bewegung setzen, und dabey auf die Unterstützung der Reichsstände in Kastilien rechnen konnte, in der Länge nicht gewachsen zu seyn glaubte, machte sich verbindlich, den Konnetabel auf sechs Jahre von seinem Hofe zu entfernen. Im October, des J. 1439 verließ dieser alte Günstling den Hof, um bald dahin zurückzukehren. Kaum hatte Luna den Rücken gewendet, so häuften sich täglich die schriftlichen und mündlichen Vorstellungen an den König, die nicht blos gänzliche Entfernung des Ministers, sondern auch Bestrafung seiner Freveltha-ten foderten. Luna hatte nach ihrer Versicherung, die Blüthe des Adels, der sich bekanntlich damals allein für die Stütze der Regierung betrachtete, nach und nach vernichten wollen, indem er dem beträchtlichsten Theile derselben seine Güter genommen hatte, um sich und seine Kreaturen zu bereichern, er hatte die Freyheiten der Städte und Gemeinden in den Staub getreten, die Münze zum Schaden der Unterthanen so wie des Königs erhöhet, dem Lande unverhältnißmäßige Abgaben aufgebürdet, und sich durch diese und ähnliche Mittel ungeheuere Summen gesammelt, die in den Banken zu Venedig und Genua sicher lagen. Ja er hatte sogar die zu den Türkenkriegen in den Staaten des Königs gesammelten frommen Beyträge und Steuern

mit frevelhafter Hand zu seinem Eigenthume verwendet, die größten Pfründen seinen Verwandten, und Kreaturen gegeben, und jeden rechtlichen Mann vom geistlichen Stande entfernt, eine Zahl braver Kastilier, blos weil sie seinen ehrgeitzigen Absichten entgegen gearbeitet hatten, unter dem Vorwande, daß sie Rebellen wären, auf das Blutgerüst gebracht, andere vergiften lassen, selbst in der Gegenwart des Königs einen Hofbedienten im Jachzorne mit Stockschlägen gemißhandelt, und mit einem Worte den Fluch der Nation auf sich geladen.

Das waren nun freylich Thatsachen, deren Aechtheit der König bey aller seiner bisherigen Vorliebe für seinen Günstling nicht ableugnen konnte, und leider! war der Mann, dem es ein leichtes gewesen seyn würde, dergleichen Vorstellungen dem Könige im gehässigsten Lichte zu zeigen, jetzt von der Person des Königs entfernt, und seine Feinde hatten das Ohr des Regenten.

Aber dessen ungeachtet blieb ihm Juan II. gewogen, und überhäufte ihn mit Beweisen seiner Gnade, welches die Gährung in den Gemüthern der Grossen gar sehr vermehrte. Luna sahe endlich, daß hier nur der Weg der Waffen übrig blieb, da die Verbündeten schon seine Güter verheerten,

und alles, was ihm angehörte, feindlich behandelten, indem sie öffentlich erklärten, daß sie das Schwerdt nicht eher in die Scheide stecken würden, als der König ihm und seinen vornehmsten Kreaturen gänzlich auf immer den Hof verboten haben würde. Die Königin und selbst der Kronprinz hatten die Parthey der Feinde des Ministers öffentlich ergriffen, und alles arbeitete darauf hin einen Günstling zu stürzen, der seit mehr als 24 Jahren den vereinigten Kräften so vieler Widersacher von der erhabensten Geburt Trotz geboten hatte.

Allein so gut auch die gegen den Minister verbündeten Grossen des Reichs ihre Maasregeln genommen hatten, so würden sie doch nicht leicht zum Ziel gekommen seyn, hätte nicht ein junger Kastilier, der in der folgenden Regierung eine wichtige Person ward, dem Kronprinzen, dessen Liebling und Vertrauter er war, einen unauslöschlichen Haß gegen den Minister eingeflößt. Der Hof und die Lebensweise der Grossen ist freylich nicht immer die Schule der Moralität, die jede Prüfung aushält, und es hat Dichter in der alten und neuen Welt gegeben, welche behaupten, daß diejenigen, welche den Grundsätzen einer strengen Redlichkeit folgen, einen Ort verlassen müssen, wo sie täglich den größten Versuchungen, ihren besten Vorsätzen untreu zu werden, ausgesetzt seyn müssen. Jos

Hann von Pacheco, der damals ungefähr im dreyssigsten Jahre seines Alters stand, war anfänglich selbst auf Veranlassung des Ministers in die Dienste des Kronprinzen getreten. Jung und artig wie er war und ehrgeizig auf den höchsten Grad fand er schnell den Weg zum Herzen des Prinzen, dem er bald eben so unentbehrlich ward, als es Luna dem Vater war. Schon war er zum Großmeister des Ritterordens von St. Jakob und zum Marquis von Villena ernannt und seine Brüder hatten verhältnißmässig ein Glück, wie es die Brüder eines Lieblings des Kronprinzen nur immer erwarten konnten. Dieser junge Mann war es, der uneingedenk des Umstandes, daß er auf den Schultern des alten Ministers empor gestiegen war, jetzt im Einverständnisse mit den erklärtesten Feinden Lunas an dem völligen Umsturze des Konnetabel arbeitete, wahrscheinlich in der Absicht, sobald sein Herr zur Regierung kommen würde, in die Fußtapfen eines Mannes zu treten, den er jetzt verfolgen zu müssen glaubte. Er ruhete nicht, bis sich der Infant öffentlich gegen seinen Vater erklärte und darauf drang, daß der Nation für die vielen erlittenen Kränkungen eine hinlängliche Genugthuung verschaffe würde.

Zum Unglück starb jetzt eines der Oberhäupter des Bundes gegen den Minister, Pedro Man-

riques, und die Aerzte wollten versichern, daß er am Gifte gestorben sey.

Man wußte dieses Ereigniß dem Könige so schauderlich vorzustellen, daß er dadurch innigst erschüttet wurde, und dem Vorgeben, daß dieser Tod die Schandthaten des Ministers noch vermehre, wenigstens keine haltbaren Gegengründe entgegen stellen konnte. Sire, sagten jetzt die Widersacher des Grafen, die Religion und der Staat fordert Sie auf, dem Unwillen der Nation einen Mann aufopfern, der schon längst ein Gegenstand der öffentlichen Gerechtigkeit hätte seyn sollen. Ein König, der gewohnt ist fast dreyssig Jahre seinem Lieblinge jedes seiner Geheimnisse anzuvertrauen, ihn als seinen wärmsten Freund und Anhänger zu betrachten, ist — die Geschichte lehrt es — nur selten zu gewinnen, daß er Liebe in Haß verwandelt. Juan II. blieb im Herzen dem Konnetabel immer noch geneigt, ob er gleich sich äusserlich stellte, als wenn er in seinem Vertrauen gegen diesen Mann wankend geworden wäre. Die Verbündeten, welche in diesem Zaudern des Königs eben keine günstige Aussichten für ihren Plan sahen, fingen an, ihre Drohungen in Thaten zu verwandeln, und von dem Augenblicke, da sie merkten, daß ihn der König so viel er konnte, geflissentlich schenkte, verfolgten sie ihn als einen Feind der Kirche und des Vaterlandes.

Die Truppen, welche der Konnetabel versammelt hatte, um den Feinden seines Glückes die Spitze zu bieten, hielten sich sehr tapfer, und er machte seinen Widersachern bald durch seine Entschlossenheit, bald durch die Gewandheit seines Geistes in allem, was zu den Talenten eines geübten Feldherrn gerechnet werden kann, sehr viel zu schaffen, zumal da der König, weit entfernt, ihn zu verfolgen, ihn vielmehr bisher, wie man aus dem Erfolge sehen konnte, kräftig unterstützt hatte. Er that bald noch mehr für ihn. Er vereinigte seine Truppen mit den Truppen des Grafen, um alsdann mit vereinigten Kräften den Empörungen seiner Grossen zu steuern. Beyde trafen einander zu Medina und ihr Interesse schien von neuen wieder nur ein einziges zu seyn. Der König von Navarra hatte in dieser Stadt Anhänger, welche bereit waren, für ihn alles zu thun. Es gelang ihm durch Verrätherey eines Offiziers, den er gewonnen hatte, sich der Stadt zu bemächtigen, in welche er in der Nacht an der Spitze von 5000 Reutern einzog.

Der König, der von dem Lärmen erwachte, stieg sogleich zu Pferdte, und setzte sich im Gefolge eines grossen Theils des Adels, den er bey sich hatte, an der Seite des Konnetabels auf einem Markte, allein er rieth, da er sahe, daß es schwer seyn

würde, sich hier lange zu halten, dem Grafen zu flüchten, und dieser, den noch andere Schicksale erwarteten, war auch noch so glücklich, sich durch zahlreiche Truppen, die alle Zugänge besetzt hatten, unerkannt durchzuschleichen. Man kann leicht denken, wie bestürzt sie waren, als sie sahen, daß alles ihrer gemeinschaftlichen Anstrengungen ungeachtet, der Vogel ausgeflogen war. In der Erbitterung liessen sie seine und seiner Freunde Wohnung plündern. Sämmtliche Verbündete eilten den König aufzusuchen, dem sie alle seinem Stande gebührende Ehrerbietung bezeigten. Allein die Folgen dieser Ueberraschung zeigten sich bald, da der Kronprinz als Oberhaupt des Bundes Befehl gab, daß alle Kreaturen des Konnetabels den Hof verlassen sollten. Es erschien sogleich ein Manifest, in welchem der König erklärte, daß alles, was bisher zum Nachtheile seiner Krone geschehen sey, auf Rechnung des seiner Züchtigung entflohenen Grafen zu setzen sey, so wie er hingegen die verbündeten Prinzen als seine Retter von diesem Uebermüthigen betrachtete. Der König sprach nach wenigen Tagen sein Urtheil, daß er sechs Jahre vom Hofe entfernt, auf ein m seiner Güter zu St. Martin du Val oder zu Riaco sich aufhalten sollte, allein während dieser ganzen Zeit sollte er den König und die Prinzen wegen seiner Sache weder schriftlich noch mündlich angehen, so wie auch seine Anhänger auf ihre Güter ge-

wiesen wurden, wo sie, nachdem sie von neuem dem Könige den Eid der Treue geleistet hatten, ihr Schicksal erwarten sollten, doch ward dem Grafen frey gelassen, nach Verfluß eines Monates vom Tage der Bekanntmachung des Urtheils an gerechnet, eine Leibwache von sechzig Mann zu halten, so wie er zur Versicherung seiner Ergebenheit gegen die Krone sich anheischig machen sollte, neun von seinen festen Plätzen einigen von dem Könige zu ernennenden Grossen zu überlassen. Einige wichtige Punkte kamen noch hinterdrein, alle Verbündete erhielten ihre Güter zurück und alle Geschenke des Königs vom September 1438 an gerechnet fielen der Krone wieder anheim. Zuletzt machte sich der gute König in einer besondern Clausel verbindlich, sämmtliche Truppen der Verbündeten, weil sie für das Interesse seiner Krone gefochten hatten, zu besolden. Dazu kam noch, daß der König sich vorbehielt, nach Beschaffenheit der Umstände diese Sentenz im Nothfall zu erklären, und die Vollziehung derselben in Form Rechtens in Gemäßheit der Reichsgesetze zu übernehmen.

Armer König, mit dem es so weit gekommen war, daß sein Thronerbe, seine Gemahlin, und seine Unterthanen es wagen konnten, ihm solche Punkte vorzulegen! Das Interesse der Prinzen

war immer, auch nach der Entfernung des Grafen zu sehr getheilt, als daß man auf eine dauerhafte Eintracht hätte rechnen sollen, und der Konnetabel der immer noch einen geheimen Anhang behielt, und von den Hofkabalen genau unterrichtet war, fand hinlängliche Mittel, den Samen der Zwietracht unter ihnen immer mehr auszusteuern. Vielleicht wäre es ihm noch gelungen, über seine Feinde zu siegen, hätten nicht einige der Verbündeten, die eine von der königlichen Familie zu bestätigende neue Ordnung der Dinge veranstalteten, dem Untergange des Grafen den Stempel aufgedrückt.

So fiel eine Stütze nach der andern hin, mit welcher der gestürzte Liebling das Gebäude des Glückes noch zu halten gedachte, bald kam eine Hiobspost nach der andern, sein Bruder der Erzbischoff, von Toledo starb, und mit ihm einer seiner treuesten Freunde.

Allein ein Mann von Lunas Charakter fand die stärkste Stütze seines Glückes in seinem eignen Geiste und in dem Eifer, der seine geheimen Freunde und Anhänger belebte. Das Werk dieser letztern war es, daß der Plan gemacht ward, mittelst eines unterirdischen Ganges den König, wenn er im geheimen Rathe seyn würde, zu überraschen, und alle diejenigen auf der Stelle nieder zu machen,

welche sich der Zurückberufung des Grafen an den Hof widersetzen würden. Die Prinzen, welche den König als einen Gefangenen hielten, liessen ihn sogleich nach Valladolid abreisen. Allein hier wurden sie sicher und eben der Mangel an Aufmerksamkeit gab dem Konnetabel Gelegenheit, nicht allein einige seiner Freunde, die man von der Person des Königs verbannt hatte, wieder in Ansehen zu bringen, sondern auch den König selbst mehrmal zu sprechen, und von demselben Beweise einer fortdauernden Gnade zu empfangen.

Hätte Luna nicht zu frühzeitig geglaubt, über seine Feinde gesiegt zu haben, so würde er vielleicht in kurzer Zeit wieder auf dem Gipfel irdischer Hoheit gewesen seyn. Allein kaum hatten die Verbündeten den Einfluß bemerkt, den der Graf wieder zu erhalten anfieng, so wurden alle nur einigermassen verdächtige Bedienten entfernt, und alle, die nur im mindesten das Ansehen hatten, Freunde des Konnetabels zu seyn, mußten ebenfalls den Hof verlassen, und der König durfte, so genau ward er bewacht, mit keinem sprechen, ohne Erlaubniß der Prinzen, an deren Spitze sein eigner Sohn stand. die Leibwache ward so oft als möglich gewechselt, und der Capitän hatte den gemessensten Befehl, zu verhindern, daß irgend jemand, der nicht mit im Bunde war, sich der Person des Königs nähern

mächte. Unterdessen gab es doch edle Kastilier, welche die unanständige Behandlung ihres Fürsten, welche ein Schimpf für ihre Königswürde war, mit Abscheu und Eckel ansahen, und der Kronprinz selbst fing an zu fürchten, daß der Antheil, den er an der Verbindung gegen seinen Vater und an den strengen Maasregeln, die man in Rücksicht seiner befolgte, genommen hatte, ihm die Liebe der Unterthanen entziehen möchte. Sey es, daß politische Absichten, die er durchsetzen wollte, oder, welches wir zur Ehre der Menschheit glauben wollen, ein natürliches Gefühl für das Elend seines Vaters ihn belebte, genug er folgte seinem Günstling, dem obgedachten Juan Pacheco und nahm mit dem Konnetabel, den er für den einzigen Mann hielt, der Kraft genug hatte, dem Unwesen der verbündeten Prinzen zu steuern, die nöthige Verabredung, den König in Freyheit zu setzen. Der Bischoff von Avila, Don Ludwig von Bariento, ein vertrauter Freund des Konnetabels, fand Mittel, nicht allein den Günstling des Prinzen, sondern auch durch diesen den Prinzen selbst zu gewinnen, ja er führte die gegenwärtige Angelegenheit, die ihm den Kopf kosten konnte, wenn die Explosion zu früh erfolgte, fast ganz allein.

Er übernahm es, den König darauf vorzubereiten, und als Prälat, der den Verbündeten nicht

gefährlich schien, fanden Gelegenheit, mit dem gefangenen Könige folgenden Dialog zu halten.

B. Sire, fodern Sie von mir, was Sie wollen!

K. Warum sagen Sie mir das?

B. Weil ich sehe, daß Ihr Zustand sehr elend ist. Aber ich weiß ein Mittel, ihm abzuhelfen.

K. Und das ist?

B. Der Prinz, Ihr Sohn. Er hat schon mit dem Konnetabel gesprochen und dieser ist darüber mit ihm einverstanden.

K. Ist das möglich?

B. Ganz gewiß. Sie stellen sich krank und verlangen den Prinzen zu sprechen, der Ihnen alles eidlich bestärken wird.

Der König folgte dem guten Rath des Bischofs, und sprach in dessen Gegenwart seinen Sohn. Bald darauf erklärte sich dieser öffentlich für den König seinen Vater, und dieser Glückswechsel kam dem verbannten Konnetabel so unerwartet, daß er

den Bischoff von Avila fragte: ob das, was er ihm verkündigte, wirklich sein Ernst sey oder vielleicht nur ein Traum? Der Prinz, der jetzt auf den Beystand eines großen Theils des Kastilianischen Adels rechnen konnte, der zum Theil das Betragen der grossen Kronvasallen, verabscheute, und die Einsichten und Erfahrung des Grafen kannte, fand bald Mittel, seinem Plane durch ein zahlreiches Heer Nachdruck zu geben. Der König von Navarra, dem alle diese Unternehmungen anvertraut waren, hielt es für weise, der Gewalt nachzugeben, und erklärte sich sogleich, alle ihm vorgelegte Punkte die Freyheit des Königs betreffend, zu unterschreiben. Allein diese Bereitwilligkeit war nur eine Folge seiner Ohnmacht, den vereinigten Kräften des Adels und des Prinzen von Asturien hinlänglich zu widerstehen. Ob er es gleich nicht vor den Augen der Nation für verantwortlich fand, des Königs Freyheit für die Nation so zu beschränken, wie bisher geschehen war, so war es doch auf der andern Seite unangenehm, sich zur Herausgabe aller Domainen, die er dem Könige während seiner Gefangenschaft entzogen hatte, verbindlich zu machen. Er ergriff die Waffen und eilte, den König, dessen Person noch in seinen Händen war, unter Anführung des Grafen von Kastro nach Portillo zu schaffen.

Allein Juan II. war jetzt nicht mehr so muthlos, als er es vor wenigen Monaten war. Er

begab sich unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehen, nach Mogado und von da eilte er nach Durnas, wo er im Lager des Prinzen seines Sohnes das Vergnügen hatte, seinen alten Günstling zu umarmen. Wahrscheinlich war es eine Folge der Unterredung, die er mit diesem hatte, daß auch die Königin, die das Interesse der Verbündeten gegen ihren Gemahl bisher getheilt hatte, in einem besondern Vergleiche sich eidlich verbindlich machen mußte, dem Könige ihrem Herrn und Gemahl jederzeit zu gehorchen, seinen Vortheil und den Vortheil der rone allen Rücksichten gegen wen es auch seyn möchte, aufzuopfern und denjenigen, die ihm zuwider seyn würden, ohne Ansehen der Person zu verfolgen, unter diesen Bedingungen versprach der König, ihren Gemahl den Prinzen und die Grossen des Reichs zu bestimmen, daß ihr die ihrem Stande gebührende Ehrerbietung bezeigt würde.

Dieser Vergleich, der den 16. Junii 1445 zu Mogado unterzeichnet war, ist ein seltenes Aktenstück aus der geheimen Geschichte grosser Fürsten, und kann zugleich einen Beytrag zur Beantwortung der Frage geben, warum ein gewisser grosser Monarch in Europa in unsern Tagen bey dem Antritte seiner Regierung sich von seiner Gemahlin zuerst huldigen ließ.

So glücklich auch der Anfang für den König und den mit ihm verbundenen Adel gewesen war, so wenig gab doch der König von Navarra mit seinen Anhängern die Hoffnung auf, wo nicht die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen, doch wenigstens vortheilhaftere Friedensbedingungen zu erzwingen, und da es ihm an Kraft fehlte, so machte er einen Versuch, durch Drohungen seinem Ziele näher zu kommen.

Fängt man einmal an, sagten sie laut, so fechten wir unsere Sache durch und scheuen dann keinen Menschen, er sey so hoch er wolle, und die Sieger sollen regieren.

Der Graf, der jetzt wieder mit einer neuen Kraft an der Spitze der Geschäfte stand, und in einem so kritischen Zeitpunkte alle seine Erfahrungen aufbot, den Plan, der wider den König oder welches einerley war, wider ihn von den verbündeten Prinzen gemacht war, zu vereiteln, erklärte diese Rodomontaden für den letzten Versuch der Verzweifelung und verfolgte seine Maasregeln kaltblütig. Die Truppen der Parthey des Königs von Navarra wichen allenthalben, wo die siegreichen Fahnen des Königs weheten, und eine Stadt

nach der andern ergab sich ihrem rechtmäßigen Fürsten wieder.

Es würden auch wahrscheinlich durch die Vermittlung Alphonsens, der sich damals in Neapel aufhielt, drey Jahre vorher unter seinen Gehorsam gebracht hatte, alle Streitigkeiten durch einen gütigen Vergleich beygelegt worden seyn, wäre nicht der Umstand eingetreten, daß in demselben Jahre die Königin nebst ihrer Schwester Eleonora von Portugall, deren Bruder er war, schnell und nach allen Anzeigen, welche durch die Oefnung des Leichnams bestätigt wurden, am Gifte gestorben. Dieser zweifache Todesfall vereitelte auf einmal die guten Aussichten dem Lande die Ruhe zu schenken, die seit vielen Jahren nicht mehr einheimisch war, denn man setzte den schnellen Tod dieser Prinzessinnen fast öffentlich auf Rechnung der Kabalen des Konnetabels. Der Krieg begann also mit einer neuen Erbitterung, wie sie nur immer unter so nahen Verwandten Statt finden kann, und in einem der hitzigsten Gefechte blieb Don Heinrich, der den Auftrag hatte, den Konnetabel todt oder lebendig zu liefern, auf dem Platze und sein Tod war die Losung zur Flucht für alle seine Truppen. Diese Niederlage trug viel dazu bey, das Land von einer Parthey zu reinigen, deren Ehrgeitz so gränzenlos war als ihre Habsucht.

So ward der Konnetabel zu einer Zeit, wo er es am wenigsten glauben konnte, in seine alten Ehrenstellen eingesetzt, und das Ansehen, mit welchem er den König und das ganze Reich regierte, war, den Schatten von Aufmerksamkeit, deren er die Stände würdigte, abgerechnet, unbeschränkter als vorher. Dreymal war er vom Hofe vertrieben worden, und zu verhüten, daß es das viertemal nicht geschehen möchte, fand er für gut, bey einer auswärtigen Macht sich eine starke Stütze zu verschaffen. Er suchte und fand sie bey dem Infanten von Portugall Don Juan, der durch seinen Feldherrn ein zahlreiches Heer nach Kastilien geschickt hatte, die Unternehmungen des Grafen zu begünstigen. Während daß Luna Anstalt traf, sich auf immer in dem mit so vielen Schwierigkeiten erkämpften Platz zu behaupten, verließ der Prinz von Asturien den Hof seines Vaters, mit dessen Maasregeln in Bestrafung einiger vornehmer Herren von Adel, welche der Parthey der Prinzen gefolgt waren, er misvergnügt war.

Kaum hatte der Prinz, dessen Abwesenheit vom Hof für den Konnetabel eben keine grosse Kränkung war, diesem durch seine Entfernung grössern Spielraum für seine geheime Politik gegeben, so unterhandelte der Graf, noch ehe sein Herr etwas davon erfuhr, um die Hand der Infantin Tochter

des Prinzen Don Juan von Portugall. Wie sehr erstaunte der König von Kastilien, als er erfuhr, daß eine so wichtige Angelegenheit, bey der er mit Recht als Bräutigam die Hauptrolle spielte, ihrem völligen Abschlusse nahe sey, zumal da er schon in Paris um eine französische Prinzessin geworben hatte. So groß auch die Abneigung war, die der König gegen diese Verbindung mit Portugall hatte, so schlau wußte doch der Minister seine Maasregeln zu nehmen, daß endlich der König sein ersteres Vorhaben mit der französischen Prinzessin aufgab, und zur Vermählung mit Isabellen selbst die Hand bot, blos weil er sahe, daß sein Staatsminister in den darüber gepflogenen Unterhandlungen zu weit vorgerücket war, als daß er hätte können mit Anstand zurück gehen. Doch hat man bemerkt, daß dieser Streich ungemein viel dazu beygetragen habe, das Herz des Monarchen von einem Manne abwendig zu machen, der mit unerbittlicher Strenge an seinem eignen Könige eine so seltene Art von Ministerdespotismus ausübte.

Allein in eben der Zeit, in welcher der König, ohne daß er es wagte, seine Empfindungen laut werden zu lassen, auf Mittel dachte, endlich einmal sich von diesem gefährlichen Günstling mit Gewalt loszureissen, arbeitete er daran, ihn immer mehr zu erheben und mächtiger zu machen; denn er verhalf ihm bald darauf durch seine viel geltende Für-

sprache zu der Stelle eines Großmeisters des damals so bedeutenden Ordens von St. Jakob. Im folgenden Jahre erst fanden die beyden Günstlinge Luna von Alvares und Pacheco für gut, ihre Herren, den König und den Prinzen von Asturien wieder zu vereinigen, und sie konnten das um so viel leichter thun, da beyde Prinzen sich herabliessen, sie — ihre Diener und Unterthanen — in gewissen streitigen Punkten zu ihren Schiedsrichtern anzunehmen. Aber auch diese Verbindung konnte nicht von Dauer seyn, weil Vater und Sohn, weit entfernt mit eigenen Augen zu sehen, sich nur von den Launen zweyer Männer leiten liessen, die ein so entgegen gesetztes Interesse hatten.

Um diese Verwirrung noch allgemeiner zu machen, kam der König Alphons, dem die italienischen Händel, welche bisher den größten Theil seiner Zeit und seiner Kräfte beschäftiget hatten, jetzt eine kleine Musse gönnten, mit ins Spiel.

Dieser Prinz, der immer die Parthey seiner Brüder gegen den König genommen hatte, benutzte seinen Einfluß bey dem damaligen Pabste Eugen IV. und ernennte, obgleich Luna schon erwält war, Don Rodrigo Manriques zum Großmeister des Ordens von St. Jakob, der als einer der reichsten Herren von Kastilien auch sogleich Anstalt machte, die Güter des Ordens in Besitz zu nehmen, und bey,

Männer strebten nun, jeder um sein vermeintes Recht zu vertheidigen, mit gewafneter Hand den Platz zu behaupten. Der König konnte jetzt, weil seine Vermählung mit der portugiesischen Infantin vollzogen werden sollte, an dem Streite seines Ministers wenig Antheil nehmen, doch mußte die unaufhörliche Fehde, in welchen der verwickelt Saat ward, seine Abneigung gegen seinen Günstling ehemaligen immer mehr nähren. Isabelle war eine kluge Dame, die mit den geheimen Instruktionen ihres Vaters versehen, ganz in der Stille an einem Plane arbeitete, an dem die Versuche der edelsten Kastilianer in einem Zeitraume von mehr als 30 Jahren gescheitert waren. Sie stellte sich unterdessen immer gegen den Minister, als wenn sie ihn als das einzige Werkzeug ihrer Erhebung auf den Thron Kastiliens betrachtete und für seine Erhaltung eifrig arbeitete. Der König so wie seine Gemahlin war fest entschlossen, den Konnetabel dem Hasse der Nation aufzuopfern. Aber er war zu mächtig, als daß sie es gewagt hätten, ihn in die Schranken, die den König von dem Unterthan entfernen, zurück zu weisen, zumal da es noch nicht entschieden war, ob nicht vielleicht Luna selbst in Verbindung mit Pacheco für die Vertheidigung seiner bisherigen Gewalt das äusserste thun würde.

Unterdessen trugen die kleinen und grossen Neckereien, die sich der Minister von dem grossen Kas

stilianischen Adel gefallen lassen mußte, sehr viel dazu bey, die Nation zu überzeugen, daß es blos an Entschlossenheit fehle, einen Minister zu demüthigen, der selbst seinem Fürsten furchtbar geworden war. Was der Adel nicht wagte, das wagte bald darauf eine Stadt.

Der Minister foderte, wahrscheinlich auf Veranlassung des Königs, von der Stadt Toledo ein Darlehn von einer Million Maravedis, die nach unsrer Münze bey weitem noch nicht 3000 rl. ausmacht, aber für ein so goldarmes Land in jenen Zeiten ein grosses Kapital waren. Der Betrag dieser Ausgabe sollte unter die Einnehmer vertheilt und von den königlichen Gefällen nach und nach wieder bezahlt werden. Toledo war damals eine der größten Städte in Europa, sie hatte über 200,000 Einwohner, von welcher Summe man jetzt, nach dem Berichte der glaubwürdigsten Reisebeschreiber, kaum den siebenten Theil rechnen kann. Sie hatte daher auch auf Reichstagen immer viel Ansehen, das die Könige bisweilen benutzten, dem reichen Adel eine Gegenparthey entgegen zu stellen, die seinen Anmassungen Gränzen setzte.

Sey es, daß der Minister die Liebe der Bürger von Toledo schon vorher verloren hatte, oder daß sie als ächte Spanier den Haß der Nation gegen ihn theilten, genug, der Vorschlag, den er ge-

macht hatte, erweckte eine solche Erbitterung, daß die Bürger, ohne sich von ihren Obrigkeiten zurückhalten zu lassen, nach den Waffen griffen und ihn gewiß, hätte er nicht früh genug die Flucht ergriffen, ihrer Wuth aufgeopfert haben würden. Einer seiner Verbündeten kommandirte in der Citadelle, allein der Pöbel, dessen Kühnheit bis zum Wahnsinn stieg, drohete, die Kinder und die Gattin des Kommandanten, die in der Stadt waren, an den Mauern zu zerschmettern, wenn er nicht sogleich den ihm anvertrauten Posten übergäbe. Er übergab ihn und Don Pedro Sarmiento übernahm das Kommando mit einer so unumschränkten Gewalt, daß er selbst dem Könige, der bald darnach nach Toledo kam, die Thore verschliessen ließ mit der Erklärung, daß, wenn er nicht eilte, seinen Minister von sich zu entfernen, die ganze Nation bereit stehe, ihm den Gehorsam aufzukündigen, und die Krone dem Prinzen von Asturien aufzusetzen. Allein Sarmiento sahe leicht ein, daß er eines starken Schutzes benöthigt sey, er unterhandelte daher mit dem Konnetabel und übergab unter gewissen Bedingungen, unter denen die Amnestie seiner vielfachen Gewaltthätigkeiten die vornehmste war, die Stadt, die er in weniger als zwey Jahren so ausgesogen hatte, daß er die Schätze der geplünderten Bürger auf 200 Maulesel auf seine Güter führen ließ, die aber bald der Raub einer mächtigern Parthey wurden, da Sarmiento, um sich und die Seinigen zu retten, alles verlassen und sich nach

Navarra flüchten mußte, wo er im Kampfe mit allem, was man Elend nennen kann, von den Seufzern seines beraubten Vaterlands verfolgt, seine Tage beschloß. Ob nun gleich Luna sein Ansehen in Toledo hatte scheitern sehen, so waren doch nach Sarmientos Abzug die Einwohner dieser grossen Stadt so wenig einig, daß der Konnetabel ein Jahr darauf mit dem Kronprinzen und dem Könige dort einen feyerlichen Einzug hielt, und sich im Kriege mit dem Könige von Navarra immer unentbehrlicher machte. Dieser Krieg schien für Kastilien desto vortheilhafter zu werden, weil Navarra seit einiger Zeit in einer für das königliche Haus sehr gefährlichen Gährung war. Johann König von Navarra verdankte die Krone, welche er trug, seiner Gemalin Blanca, die als die einzige Tochter Karls III. als Wittwe Martins von Sicilien den Prinzen Johann von Aragonien geheirathet und ihm dieses Navarra als Brautschatz übergeben hatte. Sein Sohn Karl foderte daher, von ehrgeitzigen Räthen verleitet, nach dem Tode seiner Mutter Blanca die Krone von Navarra zurück und die Furcht, daß seine neue Stiefmutter vielleicht gar Mittel finden möchte, ihn aus dem Besitze seines Erbes zu verdrängen, gab ihm selbst wider seinen Vater die Waffen in die Hand. Der Konnetabel, der, wenn es auf die Wahl seiner Mittel ankam, nichts weniger als gewissenhaft war, unterhielt so viel er konnte das Feuer der Zwietracht zwischen

Vater und Sohn, und versprach, wenn der Prinz ihm in der Folge seinen Schutz zusichern wollte, seine Ansprüche mit Kastilianischer Hülfe geltend zu machen. Aber ehe noch diese versprochene Hülfe sich mit den Truppen des Prinzen vereinigen konnte, hatte dieser das Unglück im Jahr 1452 von seinem Vater gefangen zu werden, da er denn seine Freyheit nicht wieder bekam, bis er sich feyerlich verbindlich gemacht hatte, seinem Vater auf Lebenslang den ruhigen Besitz von Navarra zu überlassen, und sich unterdessen mit dem Fürstenthume Viane, wovon er bisher als Kronerbe den Titel geführt hatte, zu begnügen.

Ob es nun gleich dem Konnetabel nicht gelang, seinen Bundsgenossen auf den Thron von Navarra zu setzen, und sich dadurch in der Zukunft einen wichtigen Vertheidiger zu sichern, so hatte doch der bürgerliche Krieg in diesem Lande für ihn den Nutzen, daß er Zeit und Kraft anwenden konnte, seine Feinde in Kastilien zu bekämpfen, unter denen die zwey mächtigsten Häuser Stuniga und Alba die vornehmsten waren. Diese beyden Häuser vereinigten ihre Kräfte, und standen schon seit mehrern Jahren in einem offenbaren Kriege mit dem Konnetabel, den sie nach einem geheimen Anschlage in Valladolid überraschen und niedermachen wollten, um einmal sich und den Staat vor der Uebermacht dieses Günstlings zu retten. Während

daß dieser, dem die Verschwörung wider sein Leben entdeckt worden war, Anstalt machte, sich in Sicherheit zu setzen, verabredete die Königin im J. 1453 mit dem Grafen von Placencia durch eine seiner Nichten, die Gräfin von Ribadeo, ihre Hofdame, den Plane, einem königlichen Befehle zu folge sich des Ministers zu versichern. Der alte Graf lag eben krank im Bette, und seine Augen funkelten für Freude, als ihm seine Nichte den Befehl von des Königs eigner Hand unterzeichnet überbrachte, das Vaterland von einem gefährlichen Feinde zu befreyen. Er war zwar ausser Stand einen Auftrag zu vollziehen, welcher für ihn so schmeichelhaft war, allein er ließ sogleich seinen Sohn Don Alvaro Stuniga rufen und redete ihn, nachdem er ihm die Absicht der Ankunft der Königin entdeckt hatte, also an: wäre ich jetzt im Stande, den Befehl des Königs zu vollziehen, kein anderer sollte den Ruhm haben, der dich erwartet, so aber, wie du mich hier siehest, muß ich den König bitten, zu erlauben, daß ich dir meine Stelle übertrage, du gehst sogleich nach Curiel mit Diego von Valero, dem Secretär Sancho und einem Pagen, dort suche dir die Leute aus, deren du benöthigt bist. Für das Uebrige sorge ich. Handle als Edelmann, der im Dienste seines Königs keine Gefahr fürchtet, die Gräfin wird dir mehr sagen.

Es war eben das Osterfest, der letzte April im Jahr 1453 als der junge Graf den eigenhän-

digen Befehl des Königs empfieng, nach dessen Inhalte er nach Burgos gehen und dort die nöthigen Anstalten zur Ausführung der bewußten Sache treffen sollte. Der Kourier brachte ihm zugleich die Nachricht mit, daß der Konnetabel Alonso Perez von Bivero hatte hinrichten lassen, ein Grund mehr für ihn in einer so wichtigen Unternehmung mit der äusserſten Vorsicht zu Werke zu gehen. Er eilte mit seinen Leuten nach Burgos. Als er in der Nähe dieses Ortes war, versammelte er seine Leute auf der Heerstrasse, entdeckte ihnen seinen Plan, und zeigte ihnen, daß er jetzt ganz allein von des Königs letztem Kourier begleitet, nach Burgos reiten müsse. Sie sollten unterdessen, bis Nachricht von ihm zurückgekommen seyn würde, nahe an der Landstrasse unter dem Kommando des Valera seine Befehle erwarten und sich bereit halten gegen Mitternacht auf dem nemlichen Wege in Burgos einzuziehen. Der kühne Ritter eilte gerade nach dem Schloßthor zu, allein, um dem Bischoff von Avila, den er dort antraf, auszuweichen, entfernte er sich wieder und konnte dieses unerwarteten Hindernisses wegen es nicht möglich machen, seinen an der Landstrasse zurückgelassenen Leuten Nachricht von dem Erfolge seiner Unternehmung zu geben. Er hatte zu seiner

Sicherheit einen so guten Platz gewählt, daß eine vom Konnetabel ausgeschickte starke Patrulle ihn gar nicht bemerkte. Unterdessen hatte Luna doch geheime Nachricht erhalten, daß etwas wider ihn im Werke sey, und die lange Erfahrung, welche er besaß, belebte ihn mit einer Vorsicht, deren Nothwendigkeit man nur im Gewirr grosser Gefahren kennen lernt. Allein dieser Vorsicht ungeachtet, ließ er sich zu leicht durch die Versicherung der Gräfin von Ribadeo, die in der Nähe war, beruhigen und dieser Erschlaffung seiner Vorsicht verdankte Stuniga den Fortgang der ihm anvertrauten Unternehmung. Er bestellte seine Begleiter in der Montagsnacht vor das Schloßthor und fast 1200 Mann fanden sich ein, seine Befehle zu vollziehen. Der König, dessen Charakter ein Räthsel bleiben würde, wenn nicht mehr Fürsten auf Thronen eine ähnliche Unentschlossenheit oft in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens gezeigt hätten, ward ängstlich und schrieb dem jungen Grafen, daß, da die Gefahr für ihn so groß sey, er das Vorhaben aufgeben und nach Curiel zurückgehen sollte, allein der junge Abentheurer hatte sich zu weit gewagt, er sahe, daß ihm nichts übrig blieb als — siegen oder sterben. Der König schickte

ihm statt aller Antwort ein Billet, das die Worte enthielt: ich befehle dem Don Alvaro von Stuniga Don Alvaro von Luna, Großmeister des Ordens von St. Jakob gefangen zu nehmen und ihn, wenn er sich zur Gegenwehr setzt, niederzumachen. Mit diesem königlichen Befehle, den er, um ihn im Nothfalle zu seiner Rechtfertigung zu gebrauchen, in den linken Handschuh steckte, eilte der Graf mit seinen Leuten, den Konnetabel in seinem Hause zu überraschen. Eben als sich derselben nahete, schickte ihm der König den wiederholten Befehl zu, das Haus des Konnetabels mit Mannschaft zu umsetzen und ihn nicht entschlüpfen zu lassen. Dieser ausdrückliche Befehl des Königs, der offenbar den Innhalt des ersten Billets beschränkte und die Hitze eines jungen Mannes dämpfte, der mit einem einzigen Schwerdtstrich der Sache den Ausschlag zu geben gehofft hatte, hinderte die schnelle Ausführung des gemachten Plans. Unterdessen hatten die Truppen des Grafen das Haus eingeschlossen und alles schrie: Kastilien Kastilien für die Freyheit des Königs! Der Konnetabel! den das ungewohnte Geschrey betäubte, eilte ans Fenster, aber wie groß war sein Erstaunen, eine Menge bewafneter Menschen auf der Gasse zu sehen.

deren Losung: Verderben dem Günstling! war. Kaum hatte er sich am Fenster sehen lassen, so schoß einer von den Belagerern mit der Armbrust, aber der Pfeil flog durchs Fenster ohne ihn zu beschädigen. Dieser Schuß war das Zeichen zur Vertheidigung von seiner Seite, seine sämmtlichen Hausgenossen, welche schon die Waffen ergriffen hatten, schossen zurück, und Stuniga, des königlichen Befehls eingedenk, nicht wieder schiessen zu lassen, schickte einen Boten nach dem andern an den König mit der flehentlichen Bitte, daß es ihm erlaubt werden möchte, angriffsweise gegen den Konnetabel zu verfahren. Allein diese wiederholte Bitte des Grafen konnte die Entschliessung des Königs nicht beugen, und wahrscheinlich trugen die Briefe, in welchen ihm Luna schnell nach einander die Lage seiner Angelegenheiten meldete und sich seinem Schutze empfal, dazu bey, eine Sache in die Länge zu ziehen, die in wenigen Augenblicken entschieden seyn konnte.

Diese unnützen Unterhandlungen, die der schnellen Ausführung des Planes im Wege standen, hatten dem Konnetabel Zeit gegeben, geharnischt zu Pferde zu steigen und in diesem Aufzuge sahe man

ihn einige Depeschen schreiben, die an seinen Hauskaplan abgegeben wurden. Allein da der König ein grosses Blutvergiessen fast unvermeidlich sahe, eilte er durch die königliche Theilnahme an der Fehde einem größern Unglücksfall vorzubeugen, und schickte ihm nicht allein eine schriftliche Versicherung, daß er weder an seinem Leben noch an seinen Gütern gefährdet seyn sollte, sondern auch den strengen Befehl zu sich sogleich zu ergeben. Luna sahe jetzt alle zu seiner Rettung nöthige Hülfsquellen erschöpft, und es blieb ihm nichts übrig, als sich dem Willen des Königs zu fügen.

Er bereuete es zu spät, daß er auf die Warnungen des Königs, der ihm einige Tage vorher die Grösse der Gefahr von Seiten des wider ihn verbundenen Adels lebhaft vor Augen gestellt hatte, nicht aufmerksamer gewesen war, und er sahe schon jetzt das Ungewitter, das seinem Glücke drohete, furchtbar herannahen, zumal da ihm der König selbst über die Ermordung des Don Alonso Perez von Bivero, der einer der vornehmsten Reichsräthe gewesen war, die bittersten Vorwürfe machte.

Dieser Mann war eigentlich eine Kreatur des Konnetabels, allein er hatte sich bey diesem als ein Anhänger der Feinde seines Wohlthäters verdächtig gemacht, und der Konnetabel schwur ihm den Untergang.

Folgender Umstand beschleunigte die wider ihn genommenen Maasregeln. Der Minister wohnte mit dem Könige in der Kathedralkirche zu Burgos dem öffentlichen Gottesdienste bey, ein Mönch trat auf die Kanzel und deklamirte wider den Minister und seine Reichsverwaltung mit einem so hohen Grade von Freymüthigkeit, daß Luna sich in dem Bilde, das der Mönch entwarf, lebendig erblickte, und der König den Stock empor hob, und den verwegenen Prädikanten, hätte er nicht die Kirche verlassen, die Schwere seiner Faust würde haben empfinden lassen.

Er ward sogleich gefangen gesetzt und erklärte sich gegen den Bischoff von Burgos, dem das Verhör aufgetragen war, daß er das, was er gepredigt hätte, in Gemäßheit einer göttlichen Offen-

barung hätte sagen müssen. Allein der Minister, der nichts weniger als bigot war, erkannte bald, daß die Quelle der vorgegebenen Offenbarung nirgends anders als in der Kabale des Don Alonso Perez von Bivero zu suchen wäre, und von diesem Augenblicke an war der Tod dieses Edelmanns festgesetzt. Er bat ihn noch an demselben Tage zu Gaste und führte ihn in eines der obern Zimmer in seinem Hause, wo er ihn nach einiger Zeit in demselben allein ließ. Zwey andere Anwesende führten ihn unter dem Vorwande freye Luft zu schöpfen auf den Balkon, der auf die Gasse ging, allein kaum hatte er ihn an der Seite dieser Bösewichter betreten, so stürzten sie ihn hinab und der Balkon, der schon absichtlich darzu eingerichtet war, hinter drein. Der Körper des Gemordeten lag unten auf dem Pflaster, und war so zerschmettert, daß keiner seiner Verwandten ihn erkannte.

Die ganze Stadt sprach bald laut bald leise, je nachdem die Sprechenden Parthey nahmen, von dem eigentlichen Urheber dieser Schandthat, und Luna vermehrte dadurch den Fluch der Nation gegen seine Gewaltthätigkeiten. Selbst seine getreue

sten Anhänger verlohren jetzt die Hoffnung ihn gerettet zu sehen, und keiner wagte es daher, ihn von der Gefahr, die ihn bedrohete, Nachricht zu ertheilen. Ein einziger mit Namen Gotor entdeckte ihm, was er in der Stadt gehört hatte, allein der stolze Minister, den der lange Besitz der königlichen Gnade sicher machte, befahl ihm zu schweigen, und der treue Diener schwieg. Allein kaum hatte er das Zimmer seines Herrn verlassen, so rückte Don Stuniga mit seinen Leuten an, und die Gefangennehmung des Konnetabels erfolgte auf die oben beschriebene Art.

Kaum hatte er sich entwaffnen lassen, und sich für einen Gefangenen des Königs erklärt, so eilte der Graf zum Könige, um ihm das Urtheil von allem, was in dieser wichtigen Sache vorgegangen war, mitzutheilen, und dessen fernere Befehle zu vernehmen. Die Schlauheit des Ministers machte auch jetzt noch alle mögliche Vorsicht nöthig und ein starker Haufe von Soldaten hielt das Haus desselben, damit er nicht Mittel finden möchte zu entschlüpfen, noch immer besetzt, der König eilte jetzt an der Seite des Bischoffs von

Avila selbst dahin und traf den Gefangenen in einer Wuth, der nichts gleich kam als die Grösse der Gefahr, die ihn von dem Augenblicke der Gefangennehmung an umschwebte. Pfaffe! schrie der Konnetabel, als er den Bischoff erblickte, bey diesem Kreuze schwör ichs Dir, Du solist mir das theuer bezahlen! Allein der Bischoff antwortete ihm ohne seine Fassung zu verlieren: Herr! ich schwöre es Ihnen bey Gott und meiner bischöflichen Würde, daß ich an dem, was Ihnen begegnet ist, so unschuldig bin als der König von Grenada. Die Anwesenheit des Königs, der ihm, dem Adel des Reichs und der Nation zum Trotz, in einem Zeitraume von fast vierzig Jahren so viele ausgezeichnete Beweise eines fast beyspiellosen Wohlwollens gegeben hatte, machten ihm von neuem Muth, in seiner misslichen Lage immer noch einen guten Ausgang zu hoffen, er wiederholte daher seine Bitte dem Könige aufwarten zu dürfen. Dieser aber gab die kurze Antwort: Der Konnetabel selbst hat mir den Rath gegeben, mit keinem Gefangenen wieder zu sprechen. So hatte also der Minister noch die Kränkung, das Opfer eines Grundsatzes zu werden, den er seinem Herrn ehedem selbst in glücklichern Zeiten einzuflössen gewußt hatte.

Unter diesen Umständen blieb ihm nichts übrig, als sich der Gnade eines Monarchen zu überlassen, der die Freude nicht verbergen konnte, sich auf eine so gute Art eines Ministers versichert zu haben, der fähig gewesen war, die Pflichten eines Unterthanen zu vergessen, und seinem Könige Gesetze vorzuschreiben. Noch an dem nehmlichen Tage wurden seine Effekten versiegelt und von dem in Pallaste aufgefundenen Golde, Silber, den Edelgesteinen u. s. w. ein Verzeichniß gefertigt, das der König zu sich nahm. Juan Hurtado, ein Vetter des königlichen Oberhofmeisters Ruy Dias von Mendoza, bekam die Aufsicht über den Gefangenen, welche das Publikum lieber in den Händen des jungen Grafen, der das Verdienst gehabt hatte ihn gefangen zu nehmen, gesehen hätte. Der König, der die Stimme seines Volkes für einen Wink hielt, der seine Entschliessung leiten müße, ließ den Gefangenen von Burgos nach Portillo bringen, wo er ihn dem Don Diego von Stuniga zur Verwahrung überlieferte, der auch Anstalt machte, ihn bald darauf nach Valladolid abführen zu lassen, wo ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Hier fand er zwar Mittel dem Könige einen Brief zu übersenden, in welchem er denselben an alle der Krone geleisteten Dienste erinnerte, allein so rührend auch seine Bitte um die Wiederherstellung seiner Freyheit eingerichtet war, so wenig schien doch der König geneigt, einen Vogel aus dem

Käfig zu lassen, den zu fangen ihn so viele Mühe gekostet hatte. Es ward sogleich eine Kommission von Räthen niedergesetzt, die in die Hand des Königs den Eid ablegten, daß sie sein Urtheil nach ihrem Gewissen und nach den Gesetzen des Reichs sprechen wollten. Es lag dem Könige viel daran, ihm sein Urtheil bald sprechen zu lassen, weil einige feste Plätze, in die er seine Familie und seine Reichsthümer in Sicherheit hatte bringen lassen, sich weigerten den königlichen Truppen die Thore zu öffnen. Es folgte also von der Kommission folgendes Urtheil, das dem Könige zur Bestätigung vorgelegt ward. „Der ehemalige Konnetabel von Kastilien Alvaro von Luna hat wider den Dienst des Königs und des Reichs sich eine Menge Ungebührnisse zu Schulden kommen lassen, die der Krone zugehörigen Rechte frech an sich gerissen, und die Domainen des Königs zu seinem Privatvortheil verwendet, es soll ihm daher wegen obgedachter Verbrechen der Kopf abgeschlagen und ähnlichen Frevlern zur Warnung eine Zeitlang an einem Galgen aufgehangen werden." Sobald dieses Urtheil durch Genehmigung des Königs rechtskräftig geworden war, erhielt Stuniga Befehl, den ihm anvertrauten Gefangenen in die damalige Residenz Valladolid bringen zu lassen. Er traf auf dem Wege dahin, es mochte nur ein Ungefähr oder eine Veranstaltung des Königs seyn, einige Mönche, unter denen der in Spanien so berühmte Alphons von Spina der vornehmste war.

Dieser Spina, der mit dem größten Theile des Adels in Verbindung stand, und selbst am Hofe eine bedeutende Rolle spielte, redete den Gefangenen an und ließ sich mit ihm in eine Unterhaltung ein, die ganz geeignet war, einen Mann, der sich auf dem Wege zu seinem Tode befand, auf den wichtigen Schritt von der Erde in die Ewigkeit vorzubereiten. Er begleitete den Konnetabel unter solchen freymüthigen Unterredungen, durch welche seiner Seele Muth und Heiterkeit und zugleich Eckel für den Tand irdischer Hoheit eingeflößt werden sollte, bis an den Ort seiner Bestimmung, wo er noch die Kränkung hatte, daß man ihn in das Haus des auf seinen Befehl ermordeten Pedro brachte, dessen Witwe und Kinder, wie man leicht denken kann, den Mörder ihres Gemals und Vaters mit den empfindlichsten Vorwürfen empfiengen. Der Gefangene, der sich der Zudringlichkeit einer Familie, die durch ihn alles verloren hatte, was ihr theuer war, zu entziehen wünschte, erwartete den Tag, da er seine Strafe bekommen sollte, mit Ungeduld und die obgedachten Geistlichen bemüheten sich, ihn in dieser Stimmung zu erhalten. Schon am folgenden Tage genoß Valladolid, welche Stadt wie bekannt die Residenz der Könige von Spanien bis auf Carl *V.* war, das seltene Schauspiel einer so ausserordentlichen Abwechslung menschlicher Schicksale. Der Mann, der noch vor wenigen Tagen fast uneingeschränkt über Millionen von Menschen regiert,

und fast 40 Jahre die kühnesten Unternehmungen der Feinde seines Glückes bekämpft hatte, ward auf einem Maulesel, umgeben von einem beträchtlichen Truppenkorps, nach der Gerichtsstätte abgeführt. Vor ihm ging ein Herold, der ausrief: „so wird auf Befehl des Königs ein Tyrann, der das königliche Ansehen an sich gerissen hatte, für seine Verbrechen gestraft!" Er fand auf dem Blutgerüste zwey Wachskerzen und ein Kreuz, vor dem er sein Gebet verrichtete. Hierauf zog er seinen Ring vom Finger und übergab ihn seinem Pagen mit den Worten: „nimm hier diese letzte Belohnung deiner Dienste von mir!" Der Page theilte, indem er den letzten Beweis der Dankbarkeit seines Herrn übernahm, mit einer ungeheuern Menge von Menschen von allen Ständen die Empfindungen, welche der Anblick eines Beyspiels von so ausserordentlichen Abwechslungen menschlicher Schicksale in den Herzen der Zuschauer erregen mußte.

Unter diesen sahe der Konnetabel auch einen alten Bekannten, einen gewissen Barraha, der ein Hausofficiant des Prinzen von Asturien war. Diesen rief er näher zu sich und sagte zu ihm: „Du bist jetzt hier, eines der traurigsten Schauspiele zu sehen; sage deinem Herrn, daß er einst seine Diener besser belohne als sein Vater mich belohnt hat. Als er diese Worte aussprach, bemerkte er in der Hand des Scharfrichters einen Strick, den dieser mitgebracht hatte, seinem Gefangenen die Hand zu bin-

den. Laß das, sagte er, und nimm statt dessen hier diese Schnur! Aber fuhr er fort, besieh dein Beil noch einmal, ob es scharf genug sey, daß du schnell dein Amt verrichtest. Aber was will der Galgen, und der Haken da? Er ist, antwortete der Scharfrichter, bestimmt, Ihren Kopf daran aufzustecken. Nun, erwiederte der Gefangene, das kann meinem Kopfe sehr gleichgültig seyn, was man damit zu machen für gut findet. Jetzt zog er sich aus, der Scharfrichter bat ihn wie gewöhnlich um Verzeihung, und der Kopf, der vierzig Jahre Spanien und einen Theil der benachbarten Länder in Unruhe gesetzt hatte, lag da vor den Augen eines in stilles Nachdenken über die Nichtigkeit menschlicher Grösse versunkenen Volkes. Getrennt vom Körper, der 3 Tage zur Schau auf dem Blutgerüste lag, ward er sogleich bis zum 9ten Tag am Galgen aufgesteckt. Während der 3 Tage, da man seinen Leichnam zur Schau ausgestellt hatte, ward zugleich in einem in der Nähe stehenden Becken ein Almosen zur Bestreitung der Kosten zu Seelenmessen für ihn gesammelt. Dann ward er auf einen Karren gebracht und, in die Kirche St. Francisci in Valladolid abgeführt. Aber auch hier fand er seine Ruhe noch nicht, sondern man brachte endlich Kopf und Rumpf in die prächtige Capelle, die er sich zu Toledo hatte bauen lassen. Kaum war seine Hinrichtung erfolgt, so fand seine Gemahlin nicht für gut sich den königlichen Truppen länger zu widersetzen, sie ließ sich daher in einen Vergleich ein, nach welchem sie

die Festung Escalona, das wichtigste Pertinenzstück der Besitzungen ihres Gemahls, und zugleich die Hälfte der in diesen Plätzen aufgehäuften Reichthümer an den König abtrat, der in einem sehr weitläuftigen Manifeste alle Verbrechen seines gewesenen Ministers der Nation schilderte, um die Härte der Strafe, mit welcher sein ehemahliger Liebling belegt worden war, zu rechtfertigen.

So fiel ein Mann, der gern einen Staat im Staate gebildet hätte, eine Menge Dörfer und Städte besaß, dergleichen vielleicht wenige teutsche Reichsfürsten besitzen, der auf seinen Gütern ohne große Mühe 20,000 M. ins Feld stellen konnte, ohne noch seine grossen vom Staate bezogenen Besoldungen in Rechnung zu bringen, über 100,000 Pistolen jährliche Einnahme hatte, wie der geringste Verbrecher als ein Opfer der Gerechtigkeit eines Königes und des Hasses einer Nation, deren Rechte und Privilegien er in den Staub getreten hatte. Der König überlebte ihn nur wenige Wochen über ein Jahr, er starb im Julius 1454, als ein denkwürdiges Beyspiel eines Monarchen, der abwechselnd ein Spiel der Leidenschaften seines Ministers und der Feinde desselben war und in einer Regierung von 48 Jahren ein Leben gehabt hatte, um dessen Glück ihn der ärmste Edelmann seiner weitläuftigen Staaten, der einige Kenntniß von den Kabalen und Intriquen hatte, die diesem schwachen Fürsten den Besitz seiner Krone verbitterten, beneidet haben würden.

Druckfehler.

S. 5. Zeile 14. Molsey st. Wolsey.
S. 8. Zeile 8. Linkolm st. Linkoln.
S. — Zeile 11. Heinrichs st. Heinrich.
S. — *VII.* st. *VIII.*
S. 9. Zeile 6. v. u. den st. dem.
S. — Zeile 3. v u. der st. den.
S. 10 Z. 15. Sie st. Sire.
S. 10 Z. 5. v. u. Das Punktum muß ausgestrichen werden.
S. 13. Z. 2. hatte st. hatten.
S. 14. Z. 8. v. u. ; st. ,
S. Z. manchen st. mancher,
S. 14. Z. 10 Italiens st. Italien.
S. 177. Z. 4. Valladolid st. Vallodolin.

Thomas Wolsey . . . 1
David Rizzio . . . 75
Aug. Mariguy . . . 137
Rév. v. Lima . . . 177

4° A 522

91345

University of
Connecticut
Libraries